

# Baltische Studien

## Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte

Herausgegeben von der

GESELLSCHAFT FÜR POMMERSCHE GESCHICHTE  
ALTERTUMSKUNDE UND KUNST e. V.

zugleich Mitteilungsorgan der

HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR POMMERN

und der

ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR  
POMMERSCHE KIRCHENGESCHICHTE e. V.

Neue Folge • Band 105 • 2019  
Band 151 der Gesamtreihe

Ludwig

Kiel 2020

## INHALT

Dr. Ludwig Biewer zum 70. Geburtstag <i>Theodor Wengler</i> .....	7
Das Heilgeisthospital zu Stralsund <i>Peter Pooth</i> (†) .....	9
Die städtische Verwaltung in Kolberg in den Jahren 1255 bis 1806 <i>Radostaw Gaziński</i> .....	53
Neue Funde zur Fürstlichen Druckerei Herzog Bogislaws XIII. in Barth <i>Jürgen Hamel</i> .....	75
Der rechtliche Charakter der »Pfarrstellenkonservierung« in Schwedisch-Pommern <i>Madeleine Ahrens</i> .....	107
Quellen zu den Reformationsjubiläen vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert in den Beständen des Staatsarchivs Stettin <i>Paweł Gut</i> und <i>Alicja Kościelna</i> .....	127
Der Greifswalder Völkerrechtler Johann Philipp Palthen (1672–1710) und sein Bild vom Alten Reich <i>Martin Espenhorst</i> .....	139
Landesgeschichte und Numismatik – Friedrich Wilhelm von der Osten und seine »Pomerania Numismatica« <i>Torsten Fried</i> .....	167
Das Kriegstagebuch des Regiments der Herzöge von Sachsen zur Belagerung der Stadt Kolberg vom 14. März bis zum 8. Juli 1807 <i>Jenny Bryś</i> und <i>Steffen Arndt</i> .....	183
Von Freienstein bis Augusthof. Jüdische landwirtschaftliche und gärtnerische Ausbildungsstellen in Pommern während der NS-Zeit <i>Hubertus Fischer</i> .....	213

Übersicht zu den Rezensionen .....	243
Rezensionen .....	247
Zeitschriftenrundschau.....	296
Jahresberichte .....	303
Anschriften der Mitarbeiter .....	329

## Übersicht zu den Rezensionen

Fred <i>Ruchhöft</i> , Arkona. Glaube, Macht und Krieg im Ostseeraum, Schwerin 2018 [Felix Biermann].....	247
Uwe <i>Kiefer</i> , St. Maria zu Voigdehagen. Stralsunds Mutterkirche, Kiel 2018 [Gunnar Möller] .....	250
Die Inschriften der Stadt Stralsund (Die Deutschen Inschriften 102, Göttinger Reihe 18), gesammelt und bearbeitet von Christine <i>Magin</i> , Wiesbaden – Dr. Ludwig Reichert Verlag, 2016 [Ralf-Gunnar Werlich] .....	251
Steffen <i>Raßloff</i> , Kleine Geschichte der Hanse (Rhino Westentaschen-Bibliothek, Bd. 71), Ilmenau 2019 [Dirk Schleinert].....	254
Marvin <i>Chlada</i> (Hg.), Störtebeker. Seeräuber, Volksheld, Legende – eine Anthologie, Duisburg/Istanbul <sup>2</sup> 2017 [Christian Peplow] .....	254
Stephan <i>Flemmig</i> und Norbert <i>Kersken</i> (Hgg.), Akteure mittelalterlicher Außenpolitik: Das Beispiel Ostmitteleuropas (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 35), Marburg 2017 [Oliver Auge] .....	256
Cornelia <i>Neustadt</i> , Kommunikation im Konflikt. König Erik VII. von Dänemark und die Städte im südlichen Ostseeraum (1423–1435) (Europa im Mittelalter. Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik, Bd. 32), Berlin/Boston 2019 [Dirk Schleinert].....	257
Rafał <i>Makala</i> (Hg.), Unbekannte Wege. Die Residenzen der Pommernherzöge und der verwandten Dynastien als Kunstzentren und Stationen künstlerischer Migration zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg, Schwerin 2018 [Andrea Thiele].....	259
Das Barther Bürgerbuch 1627–1928. Ein Beitrag zur Sozial- und Familiengeschichte der Stadt Barth, bearb. v. Jürgen <i>Hamel</i> (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Barth, Bd. 2), [Leipzig] 2018 [Dirk Schleinert].....	262
Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Amtes Barth, hg. v. Jürgen <i>Hamel</i> und Stephanie Patrizia <i>Mählmann</i> (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Barth, Bd. 3), [Leipzig] 2018 [Dirk Schleinert].....	262
Andreas <i>Kappelmayer</i> , Johann Casimir von Pfalz-Zweibrücken-Kleeberg (1589–1652). Standeswahrung und Fremdheitserfahrung im Schweden Gustavs II. Adolf und Christinas, Münster 2017 [Nils Jörn] .....	263
Peter <i>Jancke</i> , Gutenberg und seine Kolberger Jünger. Die Geschichte der Buchdruckerkunst im deutschen Kolberg (Beiträge zur Geschichte der Stadt Kolberg und des Kreises Kolberg-Körlin 38), Hamburg 2018 [Haik Thomas Porada] .....	265

- Matthias *Müller*, Das Entstehen neuer Freiräume. Vergnügen und Geselligkeit in Stralsund und Reval im 18. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern; V, 51), Wien/Köln/Weimar 2019 [Walter Baumgartner].....267
- Alexander *Querengässer*, Das kursächsische Militär im Großen Nordischen Krieg 1700–1717 (Krieg in der Geschichte, Bd. 107), Leiden-Bosten-Singapore-Paderborn 2019 [Joachim Krüger] .....269
- Nils *Jörn* u. Dirk *Schleinert* (Hgg.), Vom Löwen zum Adler. Der Übergang Schwedisch-Pommerns an Preußen 1815 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern; V, 52), Wien / Köln / Weimar 2019 [Robert Oldach] ..... 271
- Gunnar *Müller-Waldeck*, Die Torte in der Landschaft. Unterhaltsame kulturgeschichtliche Streifzüge um Dichter, literarische Orte und Landschaften in Mecklenburg und Vorpommern, Elmenhorst 2018 [Monika Schneikart] .....272
- Sprichwörter und Redensarten von der Insel Rügen. Historische Sammlung aus Altefähr von 1832, entdeckt, übersetzt und herausgegeben von Renate *Herrmann-Winter*, Rostock 2018 [Joachim Krüger].....275
- Angela *Rapp* / Andreas *Neumerkel* / Dorina *Kasten* / Norbert *Gschweng*, Bilder voller Poesie. Stralsunder Kunst im 19. Jahrhundert (= Schriften des Stralsund Museum, Band 2). Hg. Hansestadt Stralsund. Der Oberbürgermeister, Amt für Kulturerbe und Medien, STRALSUND MUSEUM und Förderverein STRALSUND MUSEUM e. V., Stralsund 2018 [Michael Lissok] .....275
- Hans *Reddemann*, 200 Jahre Alter Friedhof der Universitäts- und Hansestadt Greifswald, 1818–2018 mit über 150 auch bedeutenden Medizinern, Greifswald 2018 [Hermann Manzke] .....278
- Hannelore *Schardin-Liedtke*, Damnica / Hebrondamnitz (Zamki i ogrody w województwie pomorskim/Schlösser und Gärten in der Wojewodschaft Pommern 2), Szczecin 2019 [Haik Thomas Porada] .....279
- Hartmut *Bettin* und Kathrin *Pscheidl*, Medizin in Greifswald. Rundgänge durch die Geschichte, Berlin 2017 [Hermann Manzke] .....280
- Gerd-Helge *Vogel*, Der Landschaftsmaler und Porträtist OSCAR ACHENBACH 1868–1935, hg. von Gerd Albrecht im Auftrag des Vineta-Museums der Stadt Barth, Berlin 2018 [Jana Olschewski] ..... 281
- Die Historische Kommission für Pommern 1911–2011. Bilanz und Ausblick, hg. von Nils *Jörn* und Haik Thomas *Porada* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern; V, 47), Köln/Weimar/Wien 2018 [Christoph Volkmar] .....285

---

Walter <i>Dornberger</i> , Peenemünde. Die Geschichte der V-Waffen, Ilmenau 2018 [Dirk Schleinert] .....	287
Michael <i>Hecker</i> , Karl-Ulrich <i>Meyn</i> und Karl-Heinz <i>Spieß</i> (Hgg.), Die Ernst-Mo- ritz-Arndt-Universität in Zeiten des Umbruchs. Zeitzeugen erinnern sich. Mit Bildern von Peter Binder, Greifswald 2018 [Michael Czolkoß] .....	288
Philipp <i>Bauer</i> Die Namensdebatte der Greifswalder Universität 2016/2017 in der medialen politischen Öffentlichkeit, Greifswald 2018 [Frank Pöllnitz] .....	292

## REZENSIONEN

Fred *Ruchhöft*, Arkona. Glaube, Macht und Krieg im Ostseeraum, Schwerin – Landesamt für Kultur und Denkmalpflege 2018. 334 S., 405 Abb., 7 Taf. und 10 Tab. ISBN 978-3-935770-56-9

Auf dem Kap Arkona befindet sich der vielleicht bekannteste, sicherlich aber der am spektakulärsten gelegene slawische Burgwall in Deutschland. Die dänische Eroberung der Tempelburg im Jahre 1168 und die Fällung der Figur der dort verehrten Gottheit Swantevit, eindrucksvoll vom Chronisten Saxo Grammaticus geschildert, gelten als Fanal des Glaubenswechsels im nordwestlichen Slawenland. Von fortschreitendem Küstenabbruch bedroht, führt das Schweriner Landesamt für Kultur und Denkmalpflege dort seit den 1990er Jahren Präventiv- und Rettungsgrabungen durch. Fred *Ruchhöft*, langjähriger Leiter dieser Untersuchungen, stellt in seinem Werk die bisherigen Ergebnisse vor, bezieht ältere Forschungen mit ein und überblickt die Kultur und Geschichte der Slawen auf Rügen im Mittelalter. Gut und verständlich geschrieben, ausgezeichnet illustriert und ausgestattet, richtet sich dieses schöne Buch an Fachleute ebenso wie an ein breiteres Publikum.

Zunächst gibt der Autor einen Überblick über die Forschungsgeschichte, behandelt dabei Streitfragen wie die Datierung der finalen Zerstörung – 1168 oder 1169 – und historische Kuriosa wie die bereits im Mittelalter kolportierte Gleichsetzung Swantevits mit dem heiligen Veit, die angeblich auf eine frühe Mission bei den Rügenlawen durch das westfälische Kloster Corvey zurückgehen und dessen Ansprüche auf die Insel begründen sollte. Die wirkmächtigen Hypothesen des Archäologen Carl *Schuchhardt*, der 1921 glaubte, »quasi mit dem ersten Spatenstich die Fundamente des Tempels und des Standbildes des Swantevit gefunden zu haben« (S. 21), werden ebenso kritisch erörtert wie skurrile Wünschelrutenaktivitäten der 1930er Jahre. Besonderes Augenmerk liegt

auf den jüngsten Grabungen, die durchaus spezielle Anforderungen stellten – Geländeabbrüche drohten, Feldarbeiten waren partiell nur mit Absturzsicherung möglich. Alte Karten und Bilder dokumentieren die fortschreitende Reduktion des Kreidefelsens, der bereits vor langer Zeit die Hauptburg mit dem Tempelstandort zum Opfer gefallen ist. »Das Meer wird eines Tages auch die letzten Reste des einst mächtigen Walles verschlungen haben«. Anscheinend kann man diesem »Totalverlust« eines der bedeutendsten Monumente des frühen Mittelalters im Ostseeraum nicht gegensteuern; »die Entwicklung« sei »zu akzeptieren« (S. 63).

Nachfolgend bespricht *Ruchhöft* das Fundmaterial. Neben Keramik, Tierknochen und Alltagsgerät liegen mit Waagen und Gewichten auch Zeugen des Handels vor. Dazu mögen des Weiteren 491 Münzen und diverser Hacksilber zählen. Ferner gibt es Indizien für das Metallhandwerk sowie zahlreiche Militaria, die einerseits mit den vielen Kämpfen um Arkona zu tun haben; das gilt vor allem für ca. 580 Pfeilspitzen. Andererseits bezeugen sie als Opfergaben Arkonas Kultfunktion. Diese erklärt auch die Balgung kostbarer, oft skandinavischer Schmucksachen, von Schwertteilen, Reiterspornen und anderweitigen Wertgegenständen, die oft gemeinsam in Gruben deponiert worden waren. Dabei finden sich mitunter Objekte sehr unterschiedlichen Alters in gemeinsamem Kontext, was *Ruchhöft* auf die Hortung von Dingen über Jahrhunderte zurückführt. Sekundäre Aufwühlungen sind als Ursache aber auch nicht ausgeschlossen. Ferner liegen vendelzeitliche Fibeln aus dem Norden und sogar eine Gewandspange der römischen Kaiserzeit vor, vielleicht als Rohmaterialien für die slawische Metallverarbeitung.

Für die Datierung des Siedlungs- und Befestigungsgeschehens ist in Arkona nicht die Keramik von erstem Rang, da es sich zu einem Gutteil um Tonware der sog. Fresendorfer Gruppe handelt. Diese zeigte über Jahrhunderte lediglich geringe Veränderungen. Wichtiger sind

Münzen und gut datierbare Kleinfunde, die zwei Schwerpunkte der Nutzung des Felsens belegen: Die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts sowie das 11. Jahrhundert. Das 10. und 12. Jahrhundert sind nach Ansicht des Bearbeiters lediglich schwach belegt. Interessant sind einige Münzen aus der Zeit nach 1168 – deuten sie als Opfergaben unbeugsamer Swantevit-Jünger ein Nachleben der Kultstätte an? Die Frühphase Arkonas im 9. Jahrhundert hält *Ruchhöft* für unbefestigt. Er denkt hier an eine Art Heiligen Hain, der praktisch gleich mit der vom Autor erstaunlich spät angesetzten slawischen Besiedlung der Insel entstanden sei. Erst um 1000 sei der mächtige Wall aufgeworfen worden. Leider ist eben dieser nicht genau datiert, erst recht nicht die bereits vor Beginn der modernen Forschungskampagnen weitgehend ins Meer gestürzte Wall-Graben-Befestigung der Hauptburg. Zu dieser liegen nur widersprüchliche chronologische Indizien vor. Der innere Wall könnte daher auch älter sein als der äußere und die Befestigung Arkonas im 9. Jahrhundert gebildet haben.

Der Burghof war ausweislich zahlreicher Gruben, brunnenartiger Holzkästen und vieler Funde recht dicht besiedelt, mit Schwerpunkt im 11. Jahrhundert. Vermutlich war nur der Tempelbezirk hinter dem erwähnten Wall-Grabenzug sakrosankt. Für eine gekrümmte Grubenreihe hinter dem Hauptwall, die mit Hausbauten in Verbindung gestanden haben dürfte, kennen wir Parallelen nur von den früh- bis mittelslawischen Burgwällen des sog. Feldberger Typs aus dem 8./9. Jahrhundert, was für eine Befestigung Arkonas bereits zu dieser Zeit sprechen kann. Hier soll die Befundstruktur allerdings erst aus dem späten 10./11. Jahrhundert stammen, obgleich sie auch schon Dirhams und Militaria – darunter einen Haken-sporn – des 9. Jahrhunderts lieferte. Herausragend ist der Pfostengrundriss eines Hauses, dessen im slawischen Milieu fremde Bauweise und (freilich allenfalls angedeutete) Schiffsform skandinavische Bezüge besitzt. Auch weil sich Depotgruben in seinem Umfeld ballen, erwägt der Autor eine kultische Funktion, jedoch nicht als 1168 beschriebener Haupttempel. Der West-Ost-gerichtete Gebäudegrundriss muss allerdings nicht zwingend mit vorchristlicher Architektur des Nordens verknüpft sein, son-

dern kann auch die einzige schriftlich überlieferte dänische Baumaßnahme auf Arkona dokumentieren: Das laut Saxo aus dem Holz für Belagerungsgerät 1168 errichtete Kirchlein. Die Münzfunde aus den Pfostengruben, die bis in das frühe 12. Jahrhundert reichen, ließen diesen Zeitansatz durchaus zu. Auch zeigen Grabungsbefunde früher dänischer Holzkirchen (etwa in Bygholm, Sebbersund und Snoldelev) ähnliche Maße und Pfostengrundrisse. Der Befestigungswall, von *Ruchhöft* selbst nicht untersucht, wird aufgrund der Forschungen von 1929 und 1995 besprochen. Die Analyse nach Konstruktionsweise und Phasen ist sachkundig, aber vorläufig, da der noch geplante Wallschnitt dazu sicherlich neue Einsichten erbringen wird. Eine Anzahl von Holzkohlen aus den Grabungen von 1929 ergab Jahrringdaten des späten 10. und der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, leider ohne nähere stratigraphische Einbindung. Zum Swantevit-Tempel selbst gibt es keine neuen Befunde. So nimmt der Autor die historischen Beschreibungen und anderwärts gewonnene Grabungsfunde zur Grundlage instruktiver Überlegungen über das Aussehen des Heiligtums. Immerhin lieferte Arkona Relikte, die sicher oder wahrscheinlich mit Kultgeschehen in Verbindung stehen – neben Opfergaben und -gruben auch menschliche Skelettreste, meist von Schädeln. Etwas spitzfindig erscheint die daran geknüpfte Diskussion, ob es sich bei den Tötungen von Menschen an nordwestslawischen Heiligtümern, die schriftliche Quellen vermelden, eher um Opfer für die Götter oder um Hinrichtungen an Kultorten handelte. Das ist heute kaum unterscheidbar, machte praktisch keinen und ideell nur einen geringen Unterschied, denn die Motivik derartiger Gewaltakte in religiösem Kontext war zweifellos stets vielschichtig. Wichtiger wäre eine differenzierte Betrachtung der Skelettreste, die *Ruchhöft* ganz auf die Schädel als »Trophäen, die siegreiche Krieger [...] mitbrachten und im Umfeld ihrer Häuser [...] präsentierten« (S. 241), fokussiert. Angesichts Arkonas Kultkontext sowie der archäologisch und historisch belegten Gewaltereignisse ist aber auch an Reste von Opfern kriegerischer oder kultischer Handlungen zu denken, zumal neben Schädelresten auch Wirbel und diverse Langknochen ans Tageslicht kamen.



Arkonas Geschicke werden umfassend in die historischen Verhältnisse des südwestlichen Ostseeraums eingeordnet. Das 11. Jahrhundert war die Blütezeit des Heiligtums, bereits parallel zum berühmten Kultzentrum Rethra; nach dessen Untergang wuchs Arkonas religiöse Bedeutung noch an. Die politische Rolle der Priester bewertet *Ruchhöft* einerseits als begrenzt, andererseits räumt er den großen Einfluss ein, der sich aus der Kontrolle der überaus wichtigen Orakel ergab. Gleichermäßen sachkundig erläutert der Autor die herrschaftlichen und religiösen Verhältnisse bei den Ranen, ihre kriegerischen und friedlichen Beziehungen zu Dänen, Deutschen und Polaben, ihre Bündnispolitik, die konfliktreiche Dualität zwischen Rügenfürsten und Arkona-Priestern sowie die Hintergründe des dänischen Angriffs von 1168. Dieser sei allerdings archäologisch praktisch nicht zu belegen.

Während die meisten Darstellungen *Ruchhöfts* gut nachvollziehbar sind, überzeugt gerade diese zentrale These nicht. Obgleich der Autor selbst die Schwierigkeit der Datierung spätslawischer Keramik und weiteren Sachguts, insbesondere auch der Pfeilspitzen betont, ordnet er die auf Arkona dominierende spätslawische Siedlungsphase im Wesentlichen in das 11. Jahrhundert ein. Die massiven Relikte von Kampfhandlungen sollen allesamt nichts mit dem Ereignis von 1168 zu tun haben – durch Feuer zerstörte Wallkonstruktionen, Brandschuttschichten, die ungeheure Menge von Pfeilspitzen, andere Waffen, menschliche Skelettreste. Ein Datierungsschema der wichtigsten Fundgattungen (S. 144, Abb. 176) suggeriert, dass Arkona nach den archäologischen Ergebnissen im Wesentlichen bereits im Jahre 1100 geendet haben müsste. Das gibt das Material aber schwerlich her. Die Keramik des 11./12. Jahrhunderts ist zeitlich kaum zu untergliedern, schon gar nicht auf der Grundlage der eher oberflächlichen Auswertung, die der keramische Fundstoff von Arkona bisher erfahren hat. *Ruchhöfts* Vergleiche des Geschirrs vom Kreidefelsen mit der Tonware anderer Fundplätze können seine Datierungsvorstellungen nicht untermauern. Offenbar stützt er sich vor allem auf das Münzinventar, dessen Schwerpunkt im 11. Jahrhundert liegen soll. Die numismatische Auswertung ist aber weder abgeschlossen noch komplett prä-

sentiert, es liegen durchaus Gepräge des 12. Jahrhunderts vor, und der Münzspiegel wird nicht nur von der Siedlungsgeschichte, sondern auch von anderen Faktoren bestimmt: Schwankungen in der Intensität oder Art der Weihegaben, wirtschaftliche Hoch- und Krisenzeiten, Änderungen in der Währungspraxis und Silbereinfuhr. Die Projektile, die *Ruchhöft* allesamt in die Zeit vor 1100 setzt, waren auch im 12. Jahrhundert noch im Einsatz. Wenig plausibel ist seine Annahme, 1168 müssten bereits mehr Armbrustbolzen verschossen worden sein. Daher dürften nicht wenige der vermeintlich auf das 11. Jahrhundert begrenzten Befunde und Funde tatsächlich erst in das folgende Säkulum gehören. Wahrscheinlich entstammt auch ein großer Teil der Pfeileisen und Zerstörungsrerlikte den dänischen Angriffen des 12. Jahrhunderts, insbesondere der Eroberung von 1168.

Leider lässt sich darüber schwer urteilen, weil das Buch auf Fundlisten, Befundkataloge, spezielle Untersuchungen an Fundmaterialien wie Münzen oder Menschenknochen, weitgehend auch auf Zeichnungen von Befunden und Funden verzichtet – mithin auf die Basis der weiteren Interpretation. Während die Überlegungen *Ruchhöfts* zu weit gefächerten kulturhistorischen Fragen die Insel Rügen und den Ostseeraum durchschweiften, vermisst der Leser nicht selten Detailangaben zur Archäologie Arkonas selbst. Trotz seines Umfangs ist das Buch keine abschließende Grabungsvorlage, sondern eine Art großer Vorbericht zu einem noch andauernden Forschungsprojekt – allerdings unter Präsentation aller Höhepunkte und Hauptergebnisse, darauf aufbauender Hypothesen und Modelle. Man kann begrüßen, dass die Forschungen auf diese Weise relativ rasch bekannt gemacht werden. Gerade bei einem bedeutenden Fundplatz wie Arkona, der Stoff für kontroverse Diskussionen bietet, ist aber eine eingehende Analyse und Publikation aller relevanten Quellen notwendig. Diese sollte von den Projektverantwortlichen, trotz der nun vorliegenden, unter vielen Aspekten exzellenten Veröffentlichung, nicht aus den Augen verloren werden.

Felix Biermann, Greifswald

Uwe *Kiefer*, St. Maria zu Voigdehagen. Stralsunds Mutterkirche, Kiel – Verlag Ludwig 2018. 77 S. mit zahlr. Abb. ISBN 978-3-86935-344-9

Jedem Reisenden, egal ob von der See- oder Landseite, fallen in Stralsund die drei großen backsteinernen Stadtkirche auf, die die Silhouette der Stadt am Strelasund prägen. Liegen zu den beiden größten von ihnen (St. Marien und St. Nikolai) seit einigen Jahren umfangreiche kunsthistorische Betrachtungen vor und ist die Jakobikirche als Kulturkirche wieder mit Leben erfüllt, so geraten die übrigen Stadtkirchen erst in jüngster Zeit nach und nach in den Fokus einer überfälligen und verdienten Betrachtung. Rund 6 km südlich der Stralsunder Altstadt und abseits der großen Verkehrswege gelegen sowie hinter großen Bäumen versteckt entzieht sich ein nicht minder interessanter und für die Kirchengeschichte Stralsunds wichtiger Kirchenbau der Aufmerksamkeit der Ortsunkundigen. Es ist eine relativ kleine backsteinerne, turmlose Saalkirche wie sie in ähnlicher Form auch andernorts in Vorpommern zu finden ist – die Dorfkirche St. Maria zu Voigdehagen. Auf den ersten Blick scheint sie nichts Besonderes darzustellen. Allerdings ist ihre Geschichte umso spannender. Der ehemalige Kirchenbaurat der Pommerschen Evangelischen Kirche, Uwe *Kiefer*, hat sich als gebürtiger Stralsunder der Vorstellung dieser Kirche angenommen, die einst eine Sonderstellung in unserer Region genoss. Die kleine, auf den ersten Blick unspektakuläre Dorfkirche ist die Mutter- oder Hauptkirche (ecclesia parochialis) der Stralsunder Kirchen St. Nikolai, St. Marien und St. Jakobi, lediglich die heute verschollene Kirche St. Peter und Paul unterstand ihr nicht. Die drei erstgenannten waren sogenannte Filialkirchen (Nebenkirchen). Das heißt, dass es in Voigdehagen zum einen einen Kirchenbau vor der Gründung der Stralsunder Kirchen gab und zum anderen die Stralsunder Priester kirchenrechtlich dem Voigdehägener Pleban unterstanden. Derart durch den Schweriner Bischof, zu dessen Sprengel die festländische Region des Fürstentum Rügens bis nach der Reformation gehörte, privilegiert, übte der Pfarrer von Voigdehagen als Oberkirchherr einen großen Einfluss in der Stadt Stralsund aus. Gerade im Gebiet der

Deutschen Ostsiedlung ab dem 12. Jahrhundert war die Gründung zunächst einer »Urpfarrei« typisch. Der Ortsname Voigdehagen legt nahe, dass hier der Sitz eines fürstlichen Voigts war, ehe dieser in die rasch prosperierende Stadt Stralsund verlegt wurde. Die Berufung des Plebans erfolgte zumindest theoretisch bis ins 17. Jahrhundert hinein durch den jeweiligen Landesherrn. In der Regel hatten diese Oberkirchherren auch eine einträgliche Pfarrstelle an einer der Stadtkirchen Stralsunds inne. Mehrfach waren sie außerdem auch mit dem Amt des Archidiakons von Tribsees betraut. Dies führte dazu, dass diese Pfarrstelle, mit einer weitreichenden Machtfülle ausgestattet, ein begehrter Posten bei Klerikern war, die pommerschen oder mecklenburgischen Adelsfamilien entstammten. Der Oberkirchherr besaß (singulär in Vorpommern) eine burgartige Wohnanlage im Ort, die von Zeitgenossen auch »De Borgh« genannt wurde<sup>1</sup>. Doch zurück zur vorliegenden gut bebilderten Broschüre.

Nach einem kurzen geschichtlichen Überblick der Region Nordvorpommern und des Ortes Voigdehagen folgt eine Baugeschichte des Backsteinbaus. Dabei greift Uwe *Kiefer* auf in jüngster Zeit gewonnene Erkenntnisse der Bauforschung des Greifswalder Bauhistorikers Torsten Rütz zurück<sup>2</sup>. Dieser konnte im Sakristeibereich Mauerreste eines bis dato der Forschung unbekanntem backsteinernen Vorgängers dokumentieren. Dieser vielleicht ähnlich große Bau datiert gemäß der Bauforschung in die Jahre um 1270/80. Der Vorgängerbau ist mit Sicherheit nicht der erste Sakralbau in Voigdehagen gewesen, da hier ja bereits vor der ab 1270 genannten St. Nikolaikirche die besagte Mutterkirche bestanden haben muss. Wie diese erste Kirche aussah, ob ein reiner Holz- oder Fachwerkbau, muss derzeit offen bleiben. Um 1400 entstand dann die heutige Saalkirche, die eine enge bauhistorische Nähe zum kurz zuvor fertiggestellten Kirchenschiff der Stralsunder Marienkirche aufweist. Die Baulichkeiten werden

- 
- 1 Gunnar *Müller*, Die »Burg« des Stralsunder Oberpfarrherren in Voigdehagen, in: StraleSunth Stadt-Schreiber-Geschichte(n), Jahrgang 6, Rostock 2016, S. 8–11.
  - 2 Torsten *Rütz*, Bauarchäologische Dokumentation Kirche St. Marien, Voigdehagen, Typoskript 2015.

in einem folgenden Kapitel näher beschreiben, wozu auch die gesondert vorgestellte Ausstattung des Sakralgebäudes gehört. 2012 war die Ausstattung einer gründlichen Bewertung durch den Greifswalder Kunsthistoriker Detlef Witt unterzogen worden. Bedingt durch die in Kriegszeiten ungeschützte Lage der Kirche vor den Mauern der Stadt haben sich aus dem Spätmittelalter nur wenige Dinge erhalten, wie der Taufstein, der Altarunterbau und eine 1320 angefertigte kalksteinerne Grabplatte eines vermutlich Stralsunder Bürgers. Überhaupt ist die Kirche insbesondere im 17. Jahrhundert, aber selbst noch in den napoleonischen Kriegen massiv von Plünderungen und Teilerstörungen betroffen gewesen. Von den jüngeren, barocken und frühklassizistischen Ausstattungen verdienen der Altaraufsatz, dessen Retabel 1698 (Erstfassung 1717/18) in der Werkstatt des Stralsunder Bildhauers Johann Wendt entstand sowie die um 1723 in der Stralsunder Werkstatt des bekannteren Bildhauers Elias Kessler gefertigte Patronatsempore besondere Erwähnung. Spannend bleibt die Frage, wie und wann die beiden vergoldeten silbernen Kelche aus dem 15. Jahrhundert nach Voigdehagen kamen. Beide Kelche stammen laut Inschriften und Wappen des Mainzer Erzbistums aus dem thüringischen Erfurt. In einem Anhang stellt Uwe *Kiefer* die bekannten vorreformatorischen Plebane der Kirche sowie die protestantischen Pfarrer vor. Der letzte Voigdehäger Pfarrer wirkte bis 1981, ehe er altersbedingt sein Amt aufgab. Die Kirche wird nicht mehr regelmäßig für Gottesdienste genutzt. Seit 2001 bilden die evangelischen Gläubigen gemeinsam mit denen der Stralsunder Friedenskirche in der Frankenvorstadt eine gemeinsame Gemeinde. 2006 ist diese mit der Jakobi-Heilgeist-Kirchgemeinde vereint. Trotz der abseitigen Lage und unregelmäßigen liturgischen Nutzung bemühen sich die Voigdehäger Gemeindeglieder rege um den Erhalt des Bauwerks, was heute nicht bei jeder eingemeindeten Dorfkirche/Kapelle der Fall ist. Dies ist ausdrücklich zu loben und der Gemeinde zu wünschen, dass sie auch zukünftig diese, ihre interessante Kirche im materiellen wie im ideellen Sinne am Leben erhält. Diesem Anliegen dient auch die vorliegende Broschüre, denn es gilt der bekannte Denkmalspruch: man kann nur das schützen, was man auch kennt. Jedem,

der sich für die Stralsunder Geschichte und die ihrer näheren Umgebung interessiert, ist diese Publikation zu empfehlen.

Gunnar Möller, Stralsund

Die Inschriften der Stadt Stralsund (Die Deutschen Inschriften 102, Göttinger Reihe 18), gesammelt und bearbeitet von Christine *Magin*, Wiesbaden – Dr. Ludwig Reichert Verlag, 2016, 509 S., 1 Karte, 72 Taf. mit 193 Abb., davon 42 in Farbe, ISBN 978-3-95490-143-2

2016 erschienen in der renommierten Reihe »Die Deutschen Inschriften« als Bd. 102 bzw. Bd. 18 der Göttinger Reihe »Die Inschriften der Stadt Stralsund«. Gesammelt und bearbeitet wurden sie von Christine *Magin*, Leiterin der Greifswalder Arbeitsstelle Inschriften der Inschriftenkommission an der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, die 2002 durch die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und das Land Mecklenburg-Vorpommern gemeinsam am Historischen Institut der Ernst-Moritz-Arndt-Universität eingerichtet wurde. Zusammen mit ihrem Kollegen Jürgen *Herold* hatte sie bereits 2009 den Band »Die Inschriften der Stadt Greifswald« vorgelegt (siehe die Besprechung in Baltische Studien NF 96 [2010]). Für Christine *Magin* ist dies bereits der dritte in der Reihe publizierte Inschriftenband, da sie als Band 45 bereits 1997 die Inschriften der Stadt Goslar vorlegte. Der dritte Band der »Deutschen Inschriften« ist es auch im Hinblick auf Vorpommern, nachdem 2002 im Bd. 55 der Gesamtreihe »Die Inschriften des Landkreises Rügen« durch Joachim *Zdrenka* herausgegeben wurden.

Wie bereits der Greifswalder Band ist auch der Stralsunder Band opulent ausgestattet und wird von einem umfangreichen Abbildungsteil abgeschlossen. Auf 72 Tafeln finden sich 42 farbige und 151 schwarz-weiße Abbildungen von beeindruckender Qualität, von denen 184 allein von Jürgen *Herold* stammen, der damit ebenfalls einen beachtlichen Anteil am Gelingen des Bandes hat. Im Vergleich zum Greifswalder Band konnte damit die Zahl der Abbildun-

gen erfreulicherweise noch einmal deutlich erhöht werden. Zur Anschaulichkeit tragen weiterhin bei ein Kirchengrundriß der Nikolaikirche, der die dort anzutreffenden Grabplatten, Grabfliesen und Gruftplatten maßstabsgerecht dokumentiert, sowie Zeichnungen der Meisterzeichen und Hausmarken. Der Textteil umfaßt nach einem Vorwort, welches die zahlreichen Unterstützer des Bandes würdigt, eine ausführliche Einleitung, den umfangreichen Katalog als Hauptteil, eine chronologische Liste der Inschriften, zehn Register und ein Abkürzungs- sowie Quellen- und Literaturverzeichnis.

Die Einleitung beinhaltet neben den notwendigen Vorbemerkungen und Benutzungshinweisen einen chronologischen Überblick zur Geschichte Stralsunds und seines geschichtlichen Umfeldes. Im dritten Kapitel folgen Bemerkungen zu den Standorten, zunächst zu den drei wichtigsten, die Pfarrkirchen St. Nikolai, St. Marien und St. Jakobi, gefolgt von den Klöstern der Dominikaner St. Katharinen und der Franziskaner St. Johannis. Weitere Erörterungen gelten dem St. Annenhaus, dem Birgittenkloster Marienkron, deren Nachfolgeeinrichtung St. Annen und Birgitten, dem Heilgeisthospital, dem Hospital St. Jürgen am Strande sowie dem Rathaus und Wohnhäusern. Nicht näher thematisiert werden an dieser Stelle aktuelle sekundäre Inschriftenstandorte, Institutionen, die auf Grund ihrer inhaltlichen Bestimmung Stralsunder Inschriften sammeln, wie das Landesamt für Kultur und Denkmalpflege und das Stralsund Museum.

Der bedeutendste Inschriftenstandort ist mit Abstand St. Nikolai mit 190 Objekten, gegen den alle anderen zahlenmäßig deutlich abfallen. Von den mit St. Nikolai in Verbindung stehenden Inschriften entstanden 59 im 14. und 15. Jahrhundert, während die übrigen der Frühen Neuzeit zuzuordnen sind. Auch die älteste Stralsunder Inschrift ist hier zu finden, eine Bauinschrift aus dem Jahre 1318 (Kat.-Nr. 1). Bei 116 Objekten handelt es sich um Grabplatten, Grabfliesen, Gruftplatten und Grabsteine. Kapitel 4 thematisiert die Überlieferung der Inschriften. Von den 434 erfaßten Inschriftenträgern sind 354 erhalten, 54 vollständig verloren, d.h. nur in kopialer Überlieferung auf uns gekommen, und 46 in unterschiedlichem Umfang erneuert, stark beschädigt oder waren zum

Zeitpunkt der Erfassung nicht zugänglich. Erste Aufzeichnungen mit Stralsunder Inschriften stammen schon aus dem 17. Jahrhundert, gefolgt von vier weiteren ebenfalls Inschriften berücksichtigenden Werken des 18. Jahrhunderts. Alle diese sind, wie auch ein Verzeichnis von 1839, mit Ausnahme des Werks von Johann Carl *Dähnert* aus dem Jahr 1754, handschriftlich überliefert. *Dähnerts* »Denkmale ... aus denen Stralsundischen Kirchen« sind zusammen mit Ernst von *Haselbergs* »Die Baudenkmäler der Regierungsbezirkes Stralsund« von 1902 auch die wichtigsten gedruckten Quellen. Kapitel 5 der Einleitung beschäftigt sich mit den Inschriften und Inschriftenträgern, wobei ein besonderes Augenmerk den Grabmälern und Grabinschriften gilt, bevor Objekte der Kirchengestaltung angesprochen werden. Anders als im benachbarten Greifswald, wo der Anteil von Grabplatten 80% des Gesamtbestandes an Inschriftenträgern ausmacht, fällt in Stralsund der Anteil von Grababdeckungen mit rund 45% deutlich geringer aus. Als ein Phänomen der küstennahen Hansestädte findet sich auch in Stralsund der Tatbestand, dass steinerne Grabplatten durch Neubeschriftung weiter genutzt wurden. Zu den bedeutendsten Stücken zählt hier die in Flandern gefertigte Messinggrabplatte für den 1357 verstorbenen Stralsunder Bürgermeister Albert Hovener (Kat.-Nr. 23). Die letzten beiden Kapitel der Einleitung widmen sich den Sprachen und den Schriftarten der Inschriften.

Der eigentliche Inschriftenkatalog als Hauptteil des Bandes umfasst insgesamt 454 Katalognummern und entspricht daher vom Umfang weitgehend dem Greifswalder mit 445 Objekteinträgen. Er beinhaltet in chronologischer Abfolge entsprechend der Reihenvorgabe Objekte, deren Erstbeschriftung bis zum Jahr 1650 erfolgte. Da bei diesen Objekten aber auch die später noch eingebrachten Inschriften mit erfasst und ediert werden, übersteigt deren Gesamtzahl von knapp 1200 die Zahl der Objekte bei weitem. Die jüngste erfasste Inschrift (Kat.-Nr. 276) datiert sogar erst aus dem Jahr 1877.

Bei der Auswahl der Objekte galt das Provenienzprinzip, d. h. Aufnahme fanden Inschriftenträger, die sich während des Bearbeitungszeitraumes in Stralsund befanden, auch wenn sie heute anderenorts aufbewahrt werden, wie

z. B. das bemerkenswerte, aus der Zeit um 1515–1520 stammende Altarretabel in der Marienkirche in Waase auf Rügen (Kat.-Nr. 138), welches sich bis 1708 in der Nikolaikirche in Stralsund befand.

Die Kopfzeile zum jeweiligen Objekt enthält die laufende Nummer, dessen aktuellen Standort sowie die Datierung. Es folgen eine Beschreibung des Inschriftenträgers, die Inschrift(en) selbst nebst – soweit vorhanden – einer Angabe zum Wappen sowie ein fachkundiger Kommentar, der unterschiedliche Aspekte des Objektes, z. B. die Einordnung in den historischen Kontext, zum Gegenstand haben kann. Zudem gibt es Anmerkungen, die u. a. auf die relevante Literatur verweisen, und ggf. weitere Quellenangaben. Bei einer lateinischen, niederdeutschen oder auch hebräischen Inschrift folgt eine Übersetzung.

Es gibt zu denken, dass bei wohl sieben Katalognummern mit dem Standortnachweis Landesamt für Kultur und Denkmalpflege (Kat.-Nr. 151, 201, 243, 318, 321, 339, 388) – bei Kat.-Nr. 321 fehlt die entsprechende Zeichenkennzeichnung, bei Kat.-Nr. 339 fehlt der ansonsten gegebene Hinweis, dass keine Autopsie möglich war) – zum Zeitpunkt der Erfassung der Inschriften im Mai 2014 die Objekte für die Bearbeitung nicht zugänglich waren. Ebenso zu denken gibt die Bemerkung der Bearbeiterin, dass die vollständige Erfassung der Inschriften im Stralsunder Museum (59 Katalognummern) nicht garantiert werden kann, da ihr möglicherweise nicht alle Inschriftenträger zur Kenntnis gelangt sind. Immerhin handelt es sich beim Museum um den nach den Pfarrkirchen St. Nikolai und St. Marien im Hinblick auf die Zahl der Objekte drittbedeutendsten Standort Stralsunder Inschriften.

Etwas überrascht las der Rezensent auf S. 211, dass Herzog Barnim IX. von Pommern 1569 seine Herzogswürde aufgegeben hätte. Dies wäre ein in der Geschichte des Greifengeschlechts einzigartiger Vorgang. Für den Umstand, dass er von der Regierung zurücktrat, auch dies durchaus bemerkenswert, ist es eine etwas unglückliche Formulierung.

Für die Nutzung beispielhaft erschlossen wird dieser hervorragend aufbereitete Quellenschatz durch eine ganze Reihe sehr detaillierter Register, die es nicht beim Nachweis von Personen

und Ortsnamen belassen, sondern neben einem Sachregister den Quellenkorpus u. a. nach Wappen, Marken, Berufen, Initien, Formeln, Inschriftenträger und Schriftarten aufbereiten. Der beeindruckende Abbildungsteil wurde bereits eingangs erwähnt. Es ist natürlich zu verstehen, dass dabei eine Auswahl getroffen werden muss und nicht jedes Objekt abgebildet werden kann. Der heraldische interessierte Rezensent hätte sich allerdings gewünscht, dass im Farbteil auch die Kat.-Nr. 134 und 178 zur Abbildung gelangt wären, zeigen sie doch die wohl ältesten Farbabbildungen des Stralsunder Stadtwappens, wobei insbesondere die Wappentafel von 1566 von Bedeutung ist, die das Wappen – anders als das Wappen an der Empore im Hochchor über dem Hauptaltar von St. Nikolai – unbeeinflusst von späteren Restaurierungen zeigt. Aber dies lässt sich möglicherweise zukünftig im Rahmen des Projekts Deutsche Inschriften Online verwirklichen – <http://www.inschriften.net/projekt.html> (letzter Aufruf 4.11.2019) –, wie dort auch Inschriften, die bei der Erfassung der Bearbeiterin nicht zugänglich waren, den Band im Netz hoffentlich noch erweitern können. Bei dem Greifswalder Inschriftenband ist dies bereits seit längerem geschehen: <http://www.inschriften.net/greifswald.html> (letzter Aufruf 4.11.2019).

Es ist mehr als erfreulich, dass nun auch für Stralsund, der nach Lübeck wohl bedeutendsten mittelalterlichen Hansestadt des südlichen Ostseeraums, eine Inschriftensammlung vorliegt, die Einblick in die unterschiedlichsten Facetten der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtgeschichte bietet und nicht nur der Kultur- und Kirchengeschichte sowie der Sozial- und Familiengeschichte, sondern vielen weiteren Forschungsgebieten zuverlässiges Quellenmaterial zur Verfügung stellt. Die Sicherung dieses Materials für die Forschung ist umso gebotener, als durch die verschiedensten Umstände auch zukünftig mit Überlieferungsverlusten gerechnet werden muss. Insofern kann der Wert dieses Bandes wie überhaupt die Bände der Reihe »Deutsche Inschriften« kaum hoch genug eingeschätzt werden und es ist für das Land Mecklenburg-Vorpommern zu hoffen, dass die Greifswalder Arbeitsstelle noch über einen langen Zeitraum ihre Recherchen fortführen und diese publizieren kann. In Ar-

beit befinden sich derzeit die Inschriften der beiden bedeutenden mecklenburgischen Hansestädte Rostock und Wismar, deren Edition auch einen Vergleich mit der Überlieferung in den pommerschen Städten Greifswald und Stralsund ermöglichen wird.

Ralf-Gunnar Werlich, Greifswald

Steffen *Raßloff*, Kleine Geschichte der Hanse (Rhino Westentaschen-Bibliothek, Bd. 71), Ilmenau – RhinoVerlag 2019, 93 S., zahlr. Farbabb. ISBN 978-3-955660-071-6

Klein aber oho könnte man zu diesem mit 11,5 × 8 cm dem Reihentitel voll entsprechenden Büchlein sagen. Um es gleich vorwegzunehmen, wissenschaftlich im eigentlichen Sinne ist diese Publikation nicht. Die Zielgruppe ist definitiv bei den Touristen zu suchen, die die Städte an der deutschen Ost- und Nordseeküste besuchen und sich schnell und kompetent über das historische Phänomen Hanse informieren wollen. Diesem Zweck genügt das Buch vollauf, denn nicht nur das Format, sondern auch der Inhalt ist darauf perfekt abgestimmt. In zehn Sachkapiteln werden die wichtigsten Aspekte dessen, was wir landläufig unter Hanse verstehen, abgehandelt. Wobei die letzten beiden Abschnitte bereits die Gegenwart behandeln, denn darin geht es um das Hansemuseum in Lübeck und um die sog. Neue Hanse. Ansonsten liest man von den Anfängen und dem Wendischen Städtebund, von der Wirtschaftsmacht Hanse, von den Kontoren und den Hansetagen, von der Hanse und dem Deutschen Orden, von der Militärmacht Hanse und dem Niedergang des Städtebundes.

Zwischen diese Sachkapitel eingestreut sind Kurzporträts von sieben Hansestädten: Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Hamburg und Bremen. Mit Ausnahme von Bremen gehörten diese Städte zum Wendischen Quartier oder eben Wendischen Städtebund, der oftmals als der eigentliche Kern der Hanse angesehen wird, was aber keinesfalls zutrifft.

Wer mehr wissen will, dem ist auf der letzten Seite eine Liste von ausführlicheren Gesamtdarstellungen, soweit sie noch im nichtantiqua-

rischen Buchhandel erhältlich sind, an die Hand gegeben. Als letzter Eintrag werden dort aber auch die Hansischen Geschichtsblätter als die maßgebliche Fachzeitschrift seit 1871 aufgeführt.

Das Buch ist mit einem Festeinband versehen, was es ziemlich robust macht, damit es seinen Zweck, dem Touristen ein Reisebegleiter zu sein, erfüllt. Besonders hervorzuheben sind die vielen Farbabbildungen, zumeist Fotos, aber auch Zeichnungen und Karten. Trotz der geringen Abmessungen sind sie gut erkennbar, woran auch die hervorragende Qualität einen entscheidenden Anteil hat.

Wer einen raschen Überblick über das, was wir Hanse nennen, haben möchte und keinen Platz mehr im Bücherregal hat, ist hier bestens bedient. Dieses Büchlein sollte in allen Buchhandlungen und Touristeninformationen der ehemaligen Hansestädte angeboten werden.

Dirk Schleinert, Stralsund

Marvin *Chlada* (Hg.), Störtebeker. Seeräuber, Volksheld, Legende – eine Anthologie, Duisburg/Istanbul<sup>2</sup> – Dialog-Edition 2017, 94 S. u. 4. Abb. ISBN 978-3-945634-16-7

Die Figur des Störtebeker ist und bleibt ein Phänomen. Sehr wenig ist über das historische Leben und Wirken dieses spätmittelalterlichen Protagonisten bekannt. Als gesichert darf gelten, dass ein professionalisierter Gewaltakteur mit diesem Namen in den Jahren zwischen 1394 und 1399 auf Nord- und Ostsee Kaufleuten der Hanse und sehr wahrscheinlich auch aus England Schiffe und Waren entwendet hat. Dabei ist nicht eindeutig klar, ob diese Person Klaus oder Johann hieß.<sup>3</sup> Tatsächlich spricht vieles da-

3 Zur Namensproblematik und deren Folgen für die historische Bewertung der Person Störtebeker siehe: Gregor *Rohmann*, Der Kaperfahrer Johann Störtebeker aus Danzig. Beobachtungen zur Geschichte der »Vitalienbrüder«, in: HGBll. 125 (2007), S. 77–119; *Ders.*, Klaus Störtebeker und die Vitalienbrüder, in: Johannes Fried/Olaf B. Rader (Hgg.), Die Welt des Mittelalters. Erinnerungsorte eines Jahrtausends, München 2011, S. 249–260; Christian *Peplow*, Wenn Diebe zu Helden werden

für, dass der historisch greifbare Störtebeker auf den Vornamen Johann hörte, nie in Hamburg hingerichtet worden ist und sich durch seine, wenn auch wenigen quellengesicherten Lebensspuren bis in das Jahr 1413 verfolgen lässt.

Daneben gibt es in der Rezeptionsgeschichte einen zweiten Störtebeker – Claus bzw. Nikolaus Störtebeker. »Der Pirat wird dabei von seiner wahren Geschichte losgelöst, sein Freibeutermythos zum Thema unterhaltsamer Popkultur und marketingorientierter Strategien der Tourismusbranche [...]. Auf diese Weise wurden historische Tatsachen und quasiromantische Wunschvorstellungen miteinander vermischt, die eine zweifache, dabei aber an sich nicht widersprüchliche Auslegung der Persönlichkeit des Freibeuters ermöglichte: Eines Außenseiters, der sowohl Verachtung als auch Bewunderung auslösen konnte, der sowohl negativ, als auch positiv gewertet werden konnte. Vor diesem geschichtlichen Hintergrund und dem darauf basierten Image bewegt sich der literarische Werdegang des Freibeuters zwischen geschichtlicher Überlieferung, Sage und frei erfundener Erzählung. Dabei wurden einzelne Fakten aus seinem Leben beliebig umgeändert und in mehreren Fassungen übermittelt, wodurch eine unübersichtliche Mischung von ungläubwürdigen Informationen entstand.«<sup>4</sup> Dieser Klaus Störtebeker, der allen Wunschvorstellungen eines freiheitsstrebenden Piraten entspricht, wird im Verfestungsbuch der Stadt Wismar (wahrscheinlich um 1380) einmal erwähnt. Dort ist er das Opfer eines gewaltsamen Übergriffes, der mit zahlreichen Blessuren für ihn endet. Nach Ansicht der vielen Geschichten, Legenden und der chronikalischen Überlieferung des 15. und 16. Jahrhunderts sowie Teilen der modernen Forschung war dieser Störtebeker Mitglied der Vitalienbrüder und wurde im Oktober 1400/01 in Hamburg auf dem Grasbrook hingerichtet. Von diesem »magischen« Datum aus strahlt die mythische Wirkkraft von Klaus Störtebeker ungeboren bis heute in das 21. Jahrhundert.

Das hier zu besprechende Buch dient ebenfalls nur dazu, über die legendenhafte Person

des Klaus Störtebeker zu informieren. Alle die hoffen, hier neues historisches Material zu finden, werden enttäuscht. Das Buch ist lediglich eine Wiederholung von Teilen der bereits bekannten (vor allem literarischen) neuzeitlichen Rezeptionen über Störtebeker. Dazu zählen die Beiträge von: Achim von Armin/Clemens Brentano (1808), Jodocus Temme (1840), Ernst Deeke (1852), Otto Beneke (1854), Friedrich Köster (1856), Adolph Hofmeister (1893), Theodor Fontane (1894), Georg Busse-Palma (1903), Joachim Ringelnatz (1928) und Klabund (1926). Der Herausgeber Marvin *Chlada* (Sozialwissenschaftler, Autor und Musiker) begründet auf dem Rückdeckel seine Auswahl der Gedichte, Lieder sowie den Auszug aus einem Kurzroman damit, dass »eine kleine Schatztruhe klassischen Schrifttums über das wilde Leben und Treiben des sagenumwobenen Seeräubers Klaus Störtebekers« vorliegt und der Band damit »Einblicke in die häufig widersprüchliche Überlieferung und Aneignung dieser Legende« (S. 6) gewährt. Dazu gehören auch vier Abbildungen: das Störtebekerdenkmal von Karl-Ludwig Böke sowie der Störtebekerturm in Marienhafen, eine Störtebeker-Puppe aus der DDR der 1970er Jahre und ein Bild, das als Störtebeker Park, Geisterhaus in Wilhelmshaven untertitelt ist. Einen Bildnachweis sucht man vergebens. Die vorliegende Anthologie ist übrigens bereits die zweite verbesserte Auflage. Dass diese schon ein Jahr nach der Erstveröffentlichung erschien, wird mit der Korrektur von gesichteten Satzfehlern und der Erweiterung des Quellen- und Literaturverzeichnisses um eine Filmografie von vier (!) Filmtiteln gerechtfertigt. Ob diese marginalen Verbesserungen wirklich eine zweite Auflage rechtfertigen, darf zumindest bezweifelt werden.

Dass *Chlada* eine Textsammlung zu Störtebeker veröffentlicht, dürfte mit einem Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit – die Analyse der Alltags- und Populärkultur – zu tun haben. *Chlada* ist zudem Mitglied im Arbeitskreis Demokratie am Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS) und gilt als Vertreter eines intentionalen Utopiebegriffs in der Tradition von Ernst Bloch und Karl Mannheim.

Jeder Forscher, der sich intensiv mit der historischen Figur des Störtebekers auseinandersetzt,

– Mythos Klaus Störtebeker, in: RUGIA Rügen-Jahrbuch 2018, S. 20–28.

<sup>4</sup> Bartosz *Wójcik*, Störtebeker auf Rügen, in: RUGIA Rügen-Jahrbuch 2019, S. 20–27, hier: S. 20–22.

setzt hat, kennt die hier vorliegenden Texte bzw. Textfragmente. Für diese Gruppe hat das Buch keinen Mehrwert. Vielmehr ist diese Textsammlung für ein Laienpublikum zusammengestellt worden und fügt sich damit in das riesige Angebot in den Auslagen der Buchläden mit historischer Literatur ein, die eher eine unterhaltsame Abendlektüre ohne historisch erhärteten Anspruch für eine breite Käuferschaft sein soll und will. Wer bis jetzt noch keinen Einblick in die Entstehungsgrundlagen des 'Störtebekermythos' hat, dazu gerne wissen möchte, aus welchen Überlieferungen sich dieser in Teilen speist und woher die unverwüsthche Wunschvorstellung des »legendären Piraten« kommt, der findet in diesem Büchlein einen ersten, jedoch sehr speziell ausgewählten Einstieg.

Christian Peplow, Greifswald

Stephan *Flemmig* und Norbert *Kersken* (Hgg.): Akteure mittelalterlicher Außenpolitik: Das Beispiel Ostmitteleuropas (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 35), Marburg – Verlag Herder-Institut, 2017, VI, 376 S., ISBN 978-3-87969-415-0

Im Zuge der neuen Politikgeschichte stößt seit einiger Zeit immer wieder auch das außenpolitische Handeln im Mittelalter auf das Interesse der historischen Forschung. Dabei konzentrierte sich selbige bislang vornehmlich auf Staaten und Machtbereiche West- und Mitteleuropas als Untersuchungsraum, während die Herrschaftsbildungen im östlichen Teil des Kontinents zumeist außen vor blieben. Diesem eklatanten Missstand sollte eine am 14. und 15. November 2014 im Marburger Herder-Institut durchgeführte internationale Tagung mittels dreier thematischer Zugänge abhelfen. Ihre Referate konzentrierten sich nämlich, wie man der informativen Einführung der beiden Herausgeber entnehmen kann (S. 1–5) 1. auf die dynastischen Träger und 2. die Stände als Träger von Außenpolitik oder stellten 3. Vermittler, Gelehrte und Berater in den Außenbeziehungen in den Mittelpunkt ihrer Erörterung. Sie berührten dabei vielseitig aktuelle Forschungsschwerpunkte wie die Geschichte von Gesandt-

schaftswesen und Diplomatie oder von Herrschertreffen allgemein sowie der hierbei angewandten Medien und Instrumente. Aus den Tagungsbeiträgen ging der im Folgenden unter Fokussierung auf die Geschichte Pommerns zu besprechende Tagungsband hervor. Inhaltlich reicht das Tableau der auf Deutsch oder Englisch verfassten Aufsätze natürlich viel weiter und deckt tatsächlich ganz Ostmitteleuropa ab – insofern eignet sich der Sammelband für die künftige Forschung im Hinblick auf die Außenpolitik als nützliches Kompendium. Es geht darin unter anderem um Akteure und Mechanismen in der Außenpolitik der letzten Přemysliden (Robert *Antonín*, S. 37–51), die Außenpolitik der litauischen Gediminiden (Rimvydas *Petrauskas*, S. 53–67), Verhandlungen zwischen Böhmen, Polen, dem Deutschen Orden und Ungarn im Jahr 1335 (Lenka *Bobková*, S. 93–112), Polen und seine östlichen Nachbarn zum Ende des Mittelalters (Tetiana *Grygorieva*, S. 113–125), das Verhältnis des livländischen Ordensmeisters Bernd von der Borch zu Ivan III. von Moskau (Alexander *Baranov*, S. 127–144), den Anteil sächsischer Berater an der Außenpolitik des Hochmeisters Friedrich (Stephan *Flemmig*, S. 145–168), außenpolitische Dimensionen polnischer und ungarischer Reichsversammlungen (Julia *Burkhardt*, S. 169–196), die polnischen Magnaten als »Sovereign Subject« der Außenpolitik in den 1380er und 1430er Jahren (Dariusz *Wróbel*, S. 197–210), böhmische Außenpolitik in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Uwe *Tresp*, S. 211–226), weltliche und kirchliche Vermittler im Streit um die angevinische Sukzession in Polen (Dániel *Bagi*, S. 227–239), die Rolle der polnischen Könige und ihrer Räte in den Beziehungen zum Deutschen Orden zwischen 1333 und 1453 (Adam *Szweda*, S. 311–325) sowie humanistische Einflüsse auf das Diplomatiwesen an den Höfen der Jagiellonen und Hunyadis (Paul *Srodecki*, S. 327–343). Norbert *Kersken* liefert eingangs einen umfänglichen Forschungsbericht zum Thema (S. 7–35). Auch wenn der Verfasser verständlicherweise hervorhebt, dass sein Überblick »keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann« (S. 35), fällt die eher stiefmütterliche Abhandlung Pommerns darin doch ins Auge. Neuere Forschungen zum Konnubium der Greifen und ihren Handlungsspielräumen,



natürlich auch im Hinblick auf ihre Außenpolitik, bleiben komplett unerwähnt. Relevanz für die Geschichte Pommerns hat sodann der Beitrag von Mario Müller zur Außenpolitik des spätmittelalterlichen Kurfürstentums Brandenburg (S. 241–309). Als Grundlage für seine Darlegung dienen Müller außenpolitische Verträge, die er in Regestenform – für weitergehende Forschungen sehr hilfreich – am Schluss seiner Ausführungen eigens auflistet. Eingehend widmet sich Müller den vertragschließenden Parteien, darunter natürlich auch immer wieder die Herzöge von Pommern, und den Funktionen und Inhalten der Verträge, deren Spektrum von Erbeinungen über Friedensschlüsse bis zu Beistandspakten reicht. In einem Fazit führt er seine Beobachtungen zu Möglichkeiten und Grenzen außenpolitischer Handlungsspielräume zusammen, wobei doch verwundert, dass er sich dabei überhaupt nicht auf jüngere Forschungsergebnisse zum weiten Feld der Handlungsspielräume bezieht, die selbstredend Müllers Ergebnisse, nun nicht speziell für Brandenburg, aber allgemein oder aber für andere, auch benachbarte Räume wie die pommerschen Herzogtümer, vorweggenommen haben, so dass es sich hierbei eigentlich um nichts genuin Neues handelt: Das gilt z. B. für die Erkenntnis, die markgräfliche Außenpolitik sei »gelegenheitsbezogen und auf der Suche nach effizienten Mitteln« gewesen (S. 277). Demgegenüber stellt Rafal Simiński's Beitrag für speziell an der Geschichte Pommerns Interessierte einen Lichtblick dar: Er untersucht auf einer erfreulich breiten Quellenbasis und auf der Grundlage einer intensiven Auswertung der älteren und auch aktuellen deutschen wie polnischen Forschungsliteratur die pommerschen Gesandten und Unterhändler in den diplomatischen Beziehungen des Herzogtums Pommern-Stolp mit dem Deutschen Orden zwischen 1395–1426 (S. 69–91) und betritt damit, wenn auch nur für einen verhältnismäßig schmalen Zeitabschnitt, hinsichtlich der Erforschung der pommerschen Diplomatie- und Elitengeschichte wissenschaftliches Neuland. Simiński kommt zu dem Schluss, dass sich an der Wende vom 14. auf das 15. Jahrhundert Entwicklungen innerhalb Pommerns zu erkennen geben, »die zu einer beträchtlichen Beteiligung breiterer Gesellschaftskreise an der Außenpolitik der pom-

merschen Herzöge« führten (S. 91). Ob es sich wirklich um »breitere Gesellschaftskreise« handelte, darf mit Fug und Recht bezweifelt werden. Aber die starke Partizipation der Elite herzoglicher Räte, die Simiński namhaft machen kann, an der pommerschen Außenpolitik ist mit Sicherheit unbestreitbar.

Resümierend handelt es sich bei dem gründlich redigierten und – neben Abkürzungs- und Autorenverzeichnis (S. 353 bzw. 375f.) – noch mit einem hilfreichen Register (S. 355–374) versehenen Band, dessen Inhalt von Martin Kintzinger souverän zusammengefasst und mit überzeugenden Perspektivierungen versehen ist (S. 345–351), um eine eindrucksvolle Leistungsschau aktueller Forschungen zur Außenpolitik in Mitteleuropa. Pommern kommt darin in mancherlei Hinsicht bestimmt zu kurz. Aber es bleibt zu hoffen, dass die erfreulichen Ausführungen, die Simiński beizusteuern weiß, als Anregung für weitergehende Untersuchungen auch im Hinblick auf die Geschichte Pommerns dienen.

Oliver Auge, Kiel

Cornelia Neustadt, Kommunikation im Konflikt. König Erik VII. von Dänemark und die Städte im südlichen Ostseeraum (1423–1435) (Europa im Mittelalter. Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik, Bd. 32), Berlin/Boston – De Gruyter, 2019. – 540 S., s/w u. farb. Abb. ISBN 978-3-11-059123-1

Bei vorliegender Publikation handelt es sich um die an den Forschungsstand des Jahres 2017 angepasste Druckfassung der bereits im Wintersemester 2011/2012 an der Universität Leipzig angenommenen und von Prof. Wolfgang Huschner betreuten Dissertation der Autorin. Mit 540 Seiten hat dieser gegenüber der eingereichten Arbeit noch leicht gekürzte Band eher schon die Dimensionen einer Habilitationsschrift. Der behandelte Konflikt zwischen König Erich von Pommern, die Autorin verwendet nicht nur hier die dänischen Namensformen und Regentenzählungen, und den Hansestädten an der südlichen Ostseeküste, namentlich Lübeck, ist ein schon intensiv erforschtes The-

ma. Das ergibt sich schon aus dem gleich am Beginn präsentierten Forschungsstand. Nicht wenige der dort nachgewiesenen Forschungsleistungen sind von Mitarbeitern und Absolventen der Greifswalder Universität erbracht worden. Dies wird künftig nicht mehr so sein, da mit der Emeritierung von Horst Wernicke mit Ablauf des Wintersemesters 2016/2017 die jahrzehntelange erfolgreich betriebene institutionalisierte Hansegeschichte beendet wurde. Nach der Abwicklung des Lehrstuhls für pommersche Geschichte und Landeskunde 2013 verliert die einstige pommersche Landesuniversität, Rezensent scheut sich, diese Charakterisierung angesichts der aktuellen Situation noch zu gebrauchen, ihren zweiten regionalen Schwerpunkt in der Geschichtswissenschaft und damit ein weiteres Alleinstellungsmerkmal in diesem Bereich. Neu ist jedoch die Perspektive und die daraus resultierenden Untersuchungsgegenstände und -methoden. Den Archivar freut es besonders, dass die im Zusammenhang mit dem oben genannten Konflikt entstandenen und überlieferten Dokumente im Dänischen Reichsarchiv und im Archiv der Hansestadt Lübeck dabei im Mittelpunkt des Interesses stehen. Sie werden als Mittel der Kommunikation während eines Konfliktes und zu dessen Überwindung betrachtet. Somit ist diese Arbeit zu großen Teilen auch ein Beitrag zu den Historischen Hilfswissenschaften, insbesondere der Diplomatik und Aktenkunde.

Die einschließlich des Anhangs, auf den noch näher einzugehen sein wird, aus acht Hauptabschnitten bestehende Untersuchung baut von Vorgehen und Methode her auf das von dem britischen Mediävisten Michael Clanchy entworfene Modell zur Entstehung von Literalität im Mittelalter auf. Clanchy hatte drei Kriterien für die Ausbreitung der Schriftlichkeit herausgearbeitet: »making«, »using« und »keeping«, d. h. Herstellung, Benutzung und Aufbewahrung von Schriftgut. Diesen drei Kriterien folgt im Prinzip die gesamte Untersuchung. Es werden die Archive und ihre Überlieferungssituation analysiert, aber auch die Art und Funktion der überlieferten Dokumente anhand ihrer inhaltlichen und formalen Merkmale. Schließlich werden die Dokumente, wie schon ausgeführt, als Kommunikationsmittel zu Konfliktaustrag und -lösung betrachtet.

Untersuchungszeitraum sind die Jahre von 1423 bis 1435, also vom dänisch-hansischen Bündnis bis zum Frieden von Vordingborg, der den dänisch-hansischen Krieg bzw. Sundzollkrieg von 1426 bis 1435 beendete. Der Frage nach »making« und »using« von Schriftlichkeit in diesem Zeitraum wird an drei Beispielen nachgegangen: dem Bündnisvertrag von 1423 als Einzeldokument, die Reise des Dr. Nikolaus Stock 1427/28 als kaiserlicher Vermittler und die Verhandlungen zwischen den Hansestädten und dem König in den Jahren von 1428 bis 1434, die dann zum Friedensschluss von 1435 führten. Begründet wird die Beschränkung v. a. mit dem Umfang der für den Gesamtzeitraum der Untersuchung vorliegenden Überlieferung an Dokumenten. Diesen drei Beispielen sind dann auch drei Hauptteile der Arbeit gewidmet. Vorge stellt ist jedoch eine eingehende Analyse der Überlieferung in den Archiven. Auch hier erfolgt wieder eine Beschränkung, nämlich auf das Dänische Reichsarchiv in Kopenhagen und das Archiv der Hansestadt Lübeck. Andere Archive wurden zwar auch besucht, das Stralsunder Stadtarchiv übrigens nicht, und vereinzelte dort aufbewahrte Dokumente herangezogen. Aber die beiden analysierten Archive beinhalten zweifellos die Hauptüberlieferung der beiden Konfliktparteien und damit des untersuchten Quellenfonds. Dabei ist die Überlieferung in Kopenhagen dichter, was wohl mit einem sorgsameren Umgang schon im 15. und 16. Jahrhundert zusammenhängt.

Abschnitt sieben bietet dann unter dem Gesamttitel »Synthese« eine ausführliche und als Zusammenfassung anzusehende Auswertung der in vorhergehenden Abschnitten gewonnenen Erkenntnisse. Typen der Schriftlichkeit und ihre spezifischen Funktionen werden hier insbesondere noch einmal generalisierend betrachtet. Auch wird eingehend auf die »Männer der Feder«, also das Kanzleipersonal, eingegangen. Dies alles geschieht unter der Prämisse, wie Kommunikation im Konflikt durchgeführt wird, d. h. die eingangs erwähnte Hauptfragestellung behält die Autorin konsequent im Blick.

Die mit zehn Seiten relativ kurz gehaltenen »Schlussbemerkungen« sind weniger als Gesamtzusammenfassung anzusehen, sondern eher als eine Einordnung der Untersuchung in

die Gesamtzusammenhänge des Konflikts zwischen Erich von Pommern und den Städten der südlichen Ostseeküste – den Begriff Hansestädte vermeidet Neustadt für deren Bezeichnung – sowie der Interessenlagen weiterer Gruppierungen, namentlich der preußischen Städte.

Der abschließende Anhang verdeutlicht dann eindrucksvoll die empirische Arbeitsleistung, die hinter dieser Untersuchung steckt. Signaturverzeichnisse der benutzten Archivalien mit Konkordanzen zu Altsignaturen, falls notwendig, finden sich hier ebenso wie eine Zusammenstellung der Rückvermerke auf den Lübecker Urkunden und Akten. Die Texte der Bündnisse (tosaten) von 1417 und 1423 werden im Wortlaut nebeneinander verglichen. Reisedauern von Abgesandten, soweit ermittelbar, werden aufgeführt, ebenso ein Itinerar der Gesandtschaft des Dr. Stock. Den Abschluss bildet dann die Edition von bislang noch nicht im Druck herausgegebenen Quellen, vier aus dem Dänischen Reichsarchiv und zwei aus dem Ordensbriefarchiv im Geheimen Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz.

Ein Verzeichnis der benutzten Archive, gedruckten Quellen und Literatur sowie ein kombiniertes Orts- und Personenregister beschließen den Band.

Angesichts des überall zu beobachtenden Niedergangs bzw. Abbaus der Historischen Hilfswissenschaften im akademischen Lehrbetrieb nimmt man Arbeiten wie die vorliegende umso erfreuter in die Hände, zumal, wenn der Rezensent ein Archivar ist. Anlass zu kritischen Bemerkungen fallen dementsprechend marginal aus. Eine betrifft einen Sachverhalt bei der inhaltlichen Struktur. Im Abschnitt eins, der »Einleitung«, gibt es einen Unterabschnitt »Urkunden, Akten und Archive«, der in Bezug auf die benutzten Archive relativ kurz gehalten ist und auch nur das Dänische Reichsarchiv in den Blick nimmt. Irgendwie hat man hier den Eindruck, als ob da etwas fehlt. Hinzu kommt, dass dasselbe Thema Hauptgegenstand von Abschnitt zwei »Die archivalische Überlieferung: Entstehungskontext, Aufbewahrung und Benutzung« ist. An einigen Stellen liest man dann auch fast die gleichen Formulierungen wie schon weiter vorn. Insgesamt ist das aber eher nur ein formales, kein inhaltliches Manko. Und als Archivar in Stralsund sei

mir der Zusatz erlaubt, dass auch im dortigen Stadtarchiv einige ergänzende Briefe zum Thema aufbewahrt werden, alle im Bestand »Städtische Urkunden (StU)«. Die Nummern 809 und 810 betreffen ein Vermittlungsangebot der Herzöge Kasimir V. und Wartislaw IX. von Pommern vom 11. März 1428, Nr. 887 ist ein Ersuchen König Erichs um Geleit für den Grafen Johann von Senj (Zengg) bis Greifswald vom 29. Oktober 1432, und schließlich behandeln die Nr. 892 und 895 separate Verhandlungen König Erichs mit Stralsund im Sommer 1433. Auch das sind natürlich nur Marginalien, zumal das Geleitersuchen für den Grafen von Senj nicht unbedingt mit den Verhandlungen zwischen König Erich und den Hansestädten in Zusammenhang stehen muss.

Insgesamt hat der Rezensent das Buch mit großem Interesse und Gewinn gelesen. Es ist eine wichtige und beeindruckende Studie zum Thema Schriftlichkeit und Kommunikation im Ostseeraum im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts und kann mit seinen Ergebnissen auch Anregung zu weiteren Studien für andere Zeiträume und Regionen sein.

Dirk Schleinert, Stralsund

Rafał *Makata* (Hg.), *Unbekannte Wege.*

Die Residenzen der Pommernherzöge und der verwandten Dynastien als Kunstzentren und Stationen künstlerischer Migration zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg, Schwerin – Thomas Helms Verlag 2018. 240 S., zahlreiche, farb. Abb.

ISBN 978-3-944033-58-7

Der zu besprechende Band geht auf eine im November 2017 an der Technischen Universität Berlin veranstaltete Tagung der Professur für Kunstgeschichte Ostmitteleuropas zurück. Neben einer kurzen Einführung des Herausgebers und Lehrstuhlinhabers Rafał *Makata* vereint er acht in deutscher Sprache verfasste Beiträge deutscher und polnischer Wissenschaftler; beigegeben ist zudem eine genealogische Übersicht über die Greifenherzöge ab Bogislaw X. (1454–1523). Regional liegt der Schwerpunkt des Bandes auf dem einstigen Territorium der Herzöge

von Pommern an der heute deutschen und polnischen Ostseeküste mit seinen Residenzen in z. B. Wolgast auf deutscher, Stettin sowie dem seit 1556 durch pommersche Herzöge geleiteten und 1648 säkularisierten Bistum Cammin (seine Hauptresidenz war das heutige Koszalin (Köslin)) auf der polnischen Seite.

Vergleichend beziehen sich einzelne Beiträge des Bandes auf Residenzen in Schweden, Mecklenburg, Schlesien und Kursachsen. Dies erklärt sich dadurch, dass die Dynastie des Herrscherhauses und sein Herrschaftsgebiet zwar die herrschaftliche und territoriale Grundlage des Bandes darstellen, dass für Architektur und Kunststransfer jedoch grenzüberschreitende dynastische Verbindungen von ähnlicher Bedeutung sind wie die Wanderung von Baumeistern und Künstlerfamilien, etwa den (ursprünglich aus Italien stammenden) »Parr« (Artikel von Tomas *Torbus*) oder dem Berliner Baumeister Wilhelm Zacharias (Artikel von Sabine *Bock*). Der durch das Aussterben des Greifenhauses im Jahr 1637 (dem Tod Bogislaw XIV.) gesetzte zeitliche Rahmen der Betrachtung umfasst die Zeit zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg, unter bau- und kunstgeschichtlichen Aspekten somit den sehr fruchtbaren Zeitraum zwischen Renaissance und Frühbarock.

Mit dem grenzüberschreitenden Thema will der polnische und deutsche Forschungsergebnisse zusammenführende Band eine Leerstelle schließen und die weitgehend »unbekannten Wege« von Künstlern und Künsten im Nordosten in besagtem Zeitraum erforschen. Dabei sucht (und findet) er Anschluss an die Ansätze und Fragestellungen der Residenzenforschung, wie sie insbesondere von der in Kiel ansässigen Residenzenkommission seit Jahrzehnten betrieben wird. Dies wird vor allem in dem den Band eröffnenden Artikel von Dirk *Schleinert* (S. 11–28) deutlich, der in seinem methodisch angelegten Beitrag Funktion und Kennzeichen einer Residenz skizziert. Ausgehend von der Wahl der Stadt Wolgast zum Residenzort unter dem Greifenherzog Bogislaw IV. im Jahre 1295 erläutert *Schleinert* die Landesteilung der Pommernherzöge zwischen den Linien Pommern-Wolgast und Pommern-Stettin, die daraus resultierenden Residenzen-Neugründungen und die hier zu beobachtenden Kriterien für die Wahl eines Residenzortes. Exemplarisch (S. 17–19)

skizziert er auch Lebenswege einiger pommerscher Herzoginnen.

Rafal *Makala* widmet sich (S. 29–52) mit dem Schloss Stettin dem zweiten großen Greifenschloss und Hauptort der Linie Pommern-Stettin. Die Gestalt des ursprünglich der nordeuropäischen Spätrenaissance zuzuordnenden Baus hat, beginnend mit den Belagerungen Stettins im 17. Jahrhundert, massive Verluste erlitten. Anhand bildlicher und topographischer Darstellungen rekonstruiert *Makala* Details und Gestaltungselemente des Renaissancebaus. Der wichtigste Ausbau war die Errichtung eines neuen Nord- und Westflügels unter Herzog Johann Friedrich (1542–1600), der vor seinem Regierungsantritt 1569 auch am Kaiserhof in Wien gelebt und hier Kontakt zu Francesco I. de' Medici geknüpft hatte. Neben einem Hauptportal (1576) wurde in Anlehnung an die sächsischen Beispiele eine neue Schlosskirche erbaut, die »erste in Pommern errichtete lutherische Predigtkirche« (S. 46). Bemerkenswert ist auch die räumliche Situation des dicht an den Stadtraum angrenzenden Stettiner Schlosses, das einen stadtbildprägenden Eckturm erhielt und dessen Wirtschaftsfunktionen ausgelagert waren. Bleibt auch die Frage nach der Herkunft des Stettiner Baumeisters weiter ungelöst – in einigen Verträgen erscheint der Berliner Wilhelm Zacharias, was jedoch nicht den zu beobachtenden, starken italienischen Einfluss erklärt – so zeugt der Bau zweifellos von einem hohen Anspruch und Kunstverständnis des Auftraggebers, Herzog Johann Friedrich.

Dirk *Brandt* und Michael *Lissok* widmen sich auf S. 53–87 des Bandes einem im Vergleich zum Stettiner Schloss eher bescheidenen Wittwensitz, dem 1574 errichteten Schloss in Pudagla auf Usedom, welches sie bauforscherisch untersucht haben. Errichtet wurde der von den Autoren als »Renaissance-Architektur sächsischer Prägung« (S. 53) charakterisierte, verputzte Backsteinbau unter Herzog Ernst Ludwig von Pommern-Wolgast (1545–1592) für seine Mutter Maria (1515–1583), einer Wettinerin – und zwar auf dem Gelände des wenige Jahrzehnte zuvor, 1534/35, säkularisierten Prämonstratenser-Stifts Pudagla.

Tomas *Torbus* richtet S. 89–126 den Blick auf die in ganz Europa tätig gewordene Baumeisterfamilie de Pario oder Parr, die ausgehend

von ihrem Stammvater Jakob Parr beispielhaft für die Migration jener »wandernden Steinmetze, Architekten und Dekorateure« (S. 89) aus dem Grenzgebiet zwischen der Lombardei und der Schweiz stehen, die sich jenseits der Alpen verdingten und die Formensprache der Renaissance und auch des Manierismus mit sich brachten. So hatten die Parris großen Anteil an der Verbreitung des Sgraffitto- und des Stuck-Dekors. *Torbus* stellt Arbeiten von Franziskus Parr (erste Erwähnung 1547, verst. 1586 in Stockholm) in Schlesien (Schlossbau Brieg), Mecklenburg (Schlossbau Güstrow) und Schweden (Schloss in Uppsala) vor und präsentiert weitere Bauten. Die große Wandlungsfähigkeit der Parr im Rahmen einer für sie charakteristischen Stilistik erklärt *Torbus* mit der bereitwilligen Anpassung an die Wünsche und gestalterischen Vorstellungen der auftraggebenden Herrscher, die er als »mächtige Dilettanten« (S. 117) beschreibt.

Dominika *Piotrowska-Kuipers* behandelt auf S. 127–145 das kriegszerstörte und 1969 endgültig abgerissene Küstriner Schloss. 1455 hatte der Deutsche Orden Küstrin an die brandenburgischen Markgrafen verkauft. Markgraf Johann von Brandenburg-Küstrin (1513–1571) erneuerte in der 2. Hälfte der 1530er Jahre die vom Johanniter-Orden überkommene Burg in Küstrin grundlegend. Es entstand der dreiflügelige, sogenannte »Johann-Bau« mit hochwertigen Sgraffitto-Dekorationen und qualitätvollen, mit Terrakotta- und Sandsteinreliefs geschmückten Türumrahmungen. Zugleich entstand nach den Plänen des italienischen Baumeisters Francesco Chiamarella in Küstrin eine umfangreiche Befestigungsanlage, durch welche die Stadt ab 1535 die erste Festung der Neumark war. Auch *Piotrowska-Kuipers* diskutiert die Architektenfrage und verfolgt die Wanderungen gestalterischer Elemente. Ähnlichkeiten des Küstriner Schlosses – in ihrer Wahrnehmung eine »vielschichtige Positionierung« (S. 142) – sieht sie insbesondere mit dem gleichzeitig erfolgenden Renaissanceumbau des Berliner Schlosses, welcher durch den Bruder des Markgrafen Johann, Joachim II. von Brandenburg, beauftragt war. Mit ihrem Beitrag »Die Bauten des pommerischen Adels im 16. und frühen 17. Jahrhundert« bietet Sabine *Bock* (S. 147–177) einen Überblick über die Bauten der Region. *Bock* be-

schreibt die Bautätigkeit der Pommernherzöge von 1500 bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1637, insgesamt handele es sich hier um ca. 60 profane Bauten. Über die jeweilige architektonische Ausrichtung der Bauherren sei, so die Autorin, noch kein abschließendes Urteil zu fällen. Sie betont die Rolle des Baumeisters Wilhelm Zacharias (verst. um 1595). Die Architektur war durch kursächsische und später kurbrandenburgische Vorbilder, aber auch von bestehenden dynastischen Beziehungen geprägt. Darüber hinaus werden Beispiele für die Bautätigkeit des landsässigen Adels vorgestellt und wiederum viele Bezüge zu Kursachsen festgestellt. Sie begründet dies durch die Reisen und Ausbildung der jungen Adligen an den Höfen in Sachsen, aber auch durch entsprechende Wanderung von Handwerkern. Ein Beispiel für beliebte Formen ist die Wahl des »Doppeldachhauses« (S. 169–172).

In ihrem Artikel über die Ausstattung der herzoglich-pommerschen Familie um 1600 (S. 179–202) wenden sich Monika *Frankowska-Makala* und Christine *Nagel* für Pommern bisher kaum erforschten Mobilien, insbesondere der Kleidung und den Kleinodien der Greifenherzöge und ihrer Gemahlinnen, zu. Diese sind auf Porträts und Totenbildern lebensnah überliefert und geben verlässlich Auskunft über die materielle Kultur der Adelsfamilien. Gleichzeitig ist aus Details wie Wappen oder Porträtmedaillons auf dynastische Netzwerke, Freundschaften und Parteinahmen zu schließen, wie die Autorinnen zeigen. Ein wertvolles, überliefertes Objekt ist der wappengeschmückte Rektorenmantel der Universität Greifswald von 1619 (Abb. S. 183); auch Medaillen, Siegelringe oder Armbänder sind überliefert.

Der Beitrag von Haik Thomas *Porada* (S. 203–221) beschließt den Band. *Porada* wertet angesichts einer sonst desolaten Quellenlage mit großem Erfolg die Quellen der pommerischen Fischereiverwaltung, eines für Pommern bedeutenden Wirtschaftsfaktors und einer damit wichtigen Einnahmequelle, aus, um Aufschluss über die hier behandelten Baumaßnahmen zu gewinnen. Er klärt damit *en passant* auch die Frage, wodurch die Bautätigkeit der Herzöge finanziert werden konnte.

Freilich kann auf 240 Seiten nicht jeder Residenzort *en detail* untersucht werden, doch ver-

mittelt der mit guten Farbabbildungen und übersichtlich gestalteten Literaturangaben ausgestattete Band einen Eindruck von der Residenzlandschaft des heute auf polnischem und deutschem Gebiet dies- und jenseits der Odermündung liegenden ehemaligen Herzogtums Pommern. Ganz außer Frage steht, dass die Pommernherzöge an der allgemeinen, europaweiten künstlerischen Entwicklung ihrer Zeit, an der Ausbreitung der Renaissancearchitektur und Kunst, einen Anteil hatten, daran erheblich partizipierten und teils gezielt Einfluss nahmen.

Andrea Thiele, Halle (Saale)

Das Barther Bürgerbuch 1627-1928. Ein Beitrag zur Sozial- und Familiengeschichte der Stadt Barth, bearb. v. Jürgen *Hamel* (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Barth, Bd. 2), [Leipzig] – Akademische Verlagsanstalt 2018, 201 S., zahlr. s/w u. farb. Abb. ISBN 978-3-946281-04-7

Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Amtes Barth, hg. v. Jürgen *Hamel* und Stephanie Patrizia *Mählmann* (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Barth, Bd. 3), [Leipzig] – Akademische Verlagsanstalt 2019, 313 S., zahlr. s/w u. farb. Abb. ISBN 978-3-946281-07-8

Nach dem im vorigen Band rezensierten ersten Band der Reihe »Veröffentlichungen des Stadtarchivs Barth« sind inzwischen zwei weitere Bände erschienen. Wiederum ist Jürgen *Hamel* Bearbeiter bzw. Mitherausgeber und Stadtarchivarin Stephanie *Mählmann* der gute Geist im Hintergrund bzw. bei Band 3 Mitherausgeberin. Während Band 2 eine typische Veröffentlichung eines Archivs ist, nämlich die Edition einer im Archiv verwahrten historischen Quelle, ist Band 3 eine Sammlung von Aufsätzen zur Geschichte der Stadt und des Amtes Barth. Bürgerbücher sind heute insbesondere eine wichtige familiengeschichtliche Quelle, aber durch die weiteren Angaben in den Einträgen wie Beruf und Herkunft, bei Auswärtigen, leisten sie auch einen Beitrag zur Sozialgeschichte der jeweiligen Stadt. Beide Aspekte kom-

men deshalb auch im Untertitel von Band 2 vor. Bürger einer Stadt war man nicht automatisch, wenn man dort geboren wurde oder dort hinzog und sich niederließ. Das Bürgerrecht musste man gegen Gebühr erwerben. In größeren Städten wie Stralsund unterschied man die Bürger noch nach drei Klassen oder Ständen, was im Eintrag auch vermerkt wurde. In kleineren Städten wie Barth galt das im Prinzip auch, aber im Verzeichnis ist die Zugehörigkeit zu Klasse bzw. Stand lange Zeit nicht vermerkt. Nur aus den unterschiedlichen Gebührensätzen ergibt sich die Einteilung. Erst 1866 wurde auch formal eine Einteilung in 3 Klassen vorgenommen und dann auch die Zugehörigkeit mit eingetragen.

Erst mit dem Schwur des Bürgereides und der Eintragung ins Bürgerbuch war ein Einwohner berechtigt, ein Gewerbe auszuüben. Darüber hinaus hatte man zahlreiche Pflichten zu übernehmen, wie Stadtarchivarin *Mählmann* in ihrer Einleitung ausführt.

Jürgen *Hamel* stellt seiner Edition ebenfalls eine Einleitung voran, in der er auf die Quellen und die sich im Lauf der Zeit ändernden Eintragsinhalte ebenso eingeht wie er auch bereits eine statistische Auswertung nach Zahl pro Zeitraum und, besonders intensiv, nach Berufen vornimmt.

Die Wiedergabe der in zwei Bänden enthaltenen Einträge erfolgt einmal chronologisch und dann noch einmal alphabetisch mit Jahresangabe. Das macht die Benutzung natürlich sehr bequem. Vorangestellt sind die Bürgereide aus dem Zeitraum 1587 bis 1833 sowie ein undatiertes Gebührenverzeichnis, das *Hamel* in die 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts setzt.

Band 3 enthält dagegen eine Sammlung von insgesamt neun Aufsätzen zur Geschichte von Barth und Umgebung, die den Zeitraum vom 16. Jahrhundert bis 1945 abdecken und unterschiedlichste Themen behandeln. Jürgen *Hamel* beginnt mit einer auf der Auswertung zahlreicher bisher unbenutzter archivalischer Quellen beruhenden Präsentation des für die Barther Geschichte ungemein bedeutsamen Herzogs Bogislaw XIII. und seiner ersten Gemahlin Klara (sic!) von Braunschweig. Hier sei gleich eine Anmerkung gestattet. Die auf S. 11 dargestellten Regentschaftsverhältnisse im Herzogtum Pommern zwischen 1560 und 1569 bedürfen einer

Korrektur. Nach dem Tod des in Wolgast regierenden Herzogs Philipp I. wurde für seine fünf unmündigen Söhne ein vormundschaftlicher Regentschaftsrat eingesetzt, dem formal der in Stettin residierende Großonkel, Herzog Barnim IX., vorstand. Tatsächlich hatten aber die Wolgaster Hofräte, allen voran Großhofmeister Ulrich von Schwerin und Kanzler Valentin von Eickstedt, das Sagen. Erst 1567 wurden die beiden ältesten Söhne Johann Friedrich und Bogislaw XIII. an den Regierungsgeschäften beteiligt. 1569 kam es dann in Jasenitz zu einer weiteren Landesteilung, zeitgenössisch Erbverbrüderung. Barnim IX. blieb Regent in Stettin, ihm sollte Johann Friedrich nachfolgen, da Barnim keine Söhne hatte. Bis zu Barnims Tod oder vorheriger Resignation, letzteres trat dann ein, erhielt Johann Friedrich das Stift Cammin. Die Herrschaft in Wolgast sollte eigentlich der zweitälteste Sohn Bogislaw XIII. antreten, doch dieser verzichtete zugunsten von Ernst Ludwig. Bogislaw XIII. erhielt genauso wie der vierte Bruder Barnim X. eine Apanage, bestehend aus den Ämtern Barth und Neuenkamp, später Franzburg genannt. Der jüngste noch unmündige Sohn Kasimir VI. sollte die Herrschaft im Stift Cammin erhalten, was nach dem Wechsel von Johann Friedrich nach Stettin 1574 auch erfolgte. Festgelegt war im Teilungsvertrag auch, wie die Nachfolge in Stettin und Wolgast erfolgen sollte, falls einer der Regenten ohne männliche Erben sterben sollte, was ja in Stettin nach dem Tod von Johann Friedrich 1600 auch tatsächlich eintrat.

Der um die Erforschung der Buchgeschichte Pommerns und insbesondere Barths im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit verdiente Bibliothekar Jürgen *Wunderlich-Geiß* hat eine Zusammenstellung der bekannten Exemplare der sog. Barther Bibel angefertigt. Den Stralsunder Archivar freut es natürlich zu lesen, dass die von ihm geleitete Einrichtung mit fünf Exemplaren die meisten besitzt. Bernd *Koppehelle* gibt einen Überblick zu den Barther Schiffergesellschaften von den nachweisbaren Anfängen im 16. Jahrhundert bis zum frühen 20. Jahrhundert. Torsten *Krüger* stellt den Tauchpionier Peter Kreeft vor. Die beiden folgenden Beiträge widmen sich dem Barther Handwerker und Erfinder Friedrich Adolph Nobert. Während Jürgen *Hamel* und Dieter *Weiß* Dokumen-

te zu Noberts Leben, einschließlich zahlreicher edierter Briefe, präsentieren, stellt ihn Günther *Oestmann* als Chronometermacher vor. Nur ganz wenige Handwerker waren in der Lage, Schiffschronometer herzustellen und Nobert gehörte dazu. Ein schönes und fast vergessenes Stück pommerscher Technikgeschichte des 19. Jahrhunderts wird mit diesen beiden Beiträgen präsentiert. Torsten *Winsemann* begibt sich auf die Spuren des Barther Kaiser-Wilhelm-Denkmal und Jan *Berg* liefert mit seiner Darstellung der Barther Geschichte in den ersten Jahren der Weimarer Republik den mit 86 Seiten mit Abstand umfangreichsten Beitrag. Den Abschluss bildet dann Natalja *Jeskes* Aufsatz über das KZ-Außenlager Barth.

Jedem Beitrag sind biographische Angaben zu den Verfassern bzw. der Verfasserin nachgestellt. Der Band ist reich illustriert. Dass das Layout von den Herausgebern selbst erstellt wurde, ist sicher aus Kostengründen erfolgt. Man merkt es aber auch an einigen Stellen, insbesondere durch einige unglückliche Seitenumbrüche. Ebenso hätte das Geleitwort des Barther Bürgermeisters noch einmal gründlicher gegengelesen werden sollen. Es enthält leider viele sonst leicht vermeidbar gewesene Flüchtigkeitsfehler. Aber diese wenigen kritischen Anmerkungen sollen den guten Gesamteindruck nicht schmälern. Den Herausgebern ist für ihr Engagement zu danken. Nähere Ausführungen zur Wichtigkeit dieser Publikationen sind in der Rezension zu Band 1 nachzulesen. Bleibt abschließend nur zu hoffen, dass die Reihe in nicht allzu weiter Ferne mit Band 4 fortgesetzt wird und weitere Bände folgen.

Dirk Schleinert, Stralsund

Andreas *Kappelmayer*, Johann Casmir von Pfalz-Zweibrücken-Kleeburg (1589–1652). Standeswahrung und Fremdheitserfahrung im Schweden Gustavs II. Adolf und Christinas, Münster – Aschendorff Verlag 2017, 704 S., 5 genealogische Tafeln  
ISBN 978-3-402-13234-0

Vieles ist bereits geschrieben worden über den jähren Tod Gustavs II. Adolf bei Lützen, den

überraschenden Thronverzicht Königin Christinas, ihren Übertritt zum Katholizismus und die Übernahme des Thrones durch Karl X. Gustav. Was aber wissen wir über dessen Herkunft, seine Familie, die Kontaktaufnahme zu Schweden und zur Stellung dieser mindermächtigen Fürstenfamilie im Alten Reich? Nach der Lektüre dieser in Tübingen entstandenen, von Matthias Asche betreuten Dissertation Andreas *Kappelmayers* sehr viel mehr als vorher. Die Arbeit liefert den Hintergrund für den Aufstieg dieser Familie von einem nicht regierenden Fürstengeschlecht zur schwedischen Königswürde, die sie mit immerhin drei, die schwedische Großmacht prägenden Königen und einer Königin mit großem Erfolg aufrechterhalten konnte. Sie zeigt aber auch das fortgesetzte Wirken Johann Casimirs im Südwesten des Reiches, seine Rekrutierung von Heerführern unter seinen verwandten und befreundeten Landsleuten und seine Organisation diplomatischer Unterstützung im strategisch und politisch wichtigen Südwesten des Alten Reiches für die schwedische Krone. Durch seine Heirat mit der Stiefschwester des »Löwen aus Mitternacht« und dessen bedrängte dynastische Situation erlebten der Pfalzgraf, vor allem aber einer seiner Söhne einen jener geradezu märchenhaften Aufstiege, die im Dreißigjährigen Krieg und im Umfeld der schwedischen Krone nicht selten waren. Vf. gliedert seine ungemein materialreiche Arbeit sehr kleinteilig, was beim Erschließen des Schatzes an Informationen hilfreich ist. Er beginnt nach einer Einleitung, in der er ganz klassische Methode und Fragestellung erklärt, den Forschungsstand und die Quellenlage skizziert mit einer kurzen biographischen Annäherung an seinen Protagonisten, bevor er ihn und seine Dynastie in den Zusammenhängen des Alten Reiches und des Dreißigjährigen Krieges verortet. Es folgt ein Blick nach Schweden, in dem er u. a. auf die Probleme der Vasa-Dynastie und die Formierung des schwedischen Adels nach dem Blutbad von Stockholm (1520) eingeht und die dynastische Krise, in der die Vasas steckten, erklärt. Sehr interessant inszeniert er ab S. 181 die Ankunft Johann Casimirs in Schweden und kommt damit zu seinem eigentlichen Thema. Er stellt den Pfälzer zunächst als »bittenden«, dann als »fordernden Fremden« dar, zeigt aber

auch die andere Seite, den schwedischen Adel, der mit dem land- und konfessionsfremden Pfalzgrafen zunächst wenig anfangen kann. Was wollte dieser besitzlose, reformierte Fürst ohne Land in Schweden? Konnte er dem schwedischen Reichsrat eventuell gar gefährlich werden?

Es ist das Verdienst des Vf.s, sehr gut zu zeigen, wie Johann Casimir das Vertrauen und die Gunst des Königs gewann. Er zeigt dies anhand von zwei Problemkreisen, dem wichtigen Feld des Krieges und der Kriegsorganisation und dem vielleicht noch wichtigeren der Finanzen. Dabei charakterisiert er das geschickte Vorgehen Gustav II. Adolfs, der seinen Schwager als seinen Kontrolleur von königlichen Gnaden einsetzte, da er seinem Hochadel im Reich nicht restlos vertraute. Da Johann Casimir allein von der Gunst des Königs abhing, nahm er diese Aufgabe sehr engagiert wahr und überfüllte die königlichen Erwartungen offenbar. Weil seine Rolle nicht institutionalisiert war, gab es nach dem Tod des Königs allerdings zunächst keinen Platz mehr für ihn. Hier zeigt sich das Geschick des Pfalzgrafen bei der Platzierung seiner Kinder auf dem Heiratsmarkt. Sehr aufschlussreich ist auch, wie Vf. die Rolle des Pfälzers bei der Anwerbung von Hauptleuten und Söldnern im Südwesten des Reiches für das schwedische Heer darstellt. In eigenen aussagestarken, teilweise etwas zu ausführlichen Kapiteln geht er auf die Veldener Pfalzgrafen und die oberrheinischen und schwäbischen Adligen in schwedischen Diensten ein, die für das schwedische Heer und den Krieg im Süden des Reiches eine zentrale Rolle spielten.

In einem sehr umfangreichen Kapitel stellt er die Begegnungen und den Wettbewerb zwischen Johann Casimir und dem schwedischen Adel vor, um schließlich zu zeigen, wie es dem Pfalzgrafen gelang, die Ansprüche seiner Kinder in Schweden zu sichern. Die Erziehung Christinas durch die Frau des Pfalzgrafen, Katharina Vasa, spielte dabei eine zentrale Rolle. Alle Kinder des Paares lebten, seitdem der schwedische Reichsrat Christina von ihrer Mutter getrennt und Katharina Vasa, die Halbschwester des verstorbenen Königs, mit der Erziehung der minderjährigen Halbweise beauftragt hatte, am Hof. Vf. verfolgt die Pläne für standesgemäße Heiraten von Christina Magdalena



(Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, Herzog Jakob von Kurland, Graf Otto V. von Holstein-Schaumburg, Karl Gustav Wrangel), die schließlich Markgraf Friedrich VI. von Baden-Durlach ehelichte und seit 1647 aus den pommerschen Lizenzen jährlich 4.000 Rtlr. sowie das Amt Ueckermünde erhielt, wo das Paar mindestens bis 1650 im Amtshaus residierte. Ihre jüngere Schwester Maria Euphrosyne wurde zunächst vom Grafen Heinrich von Nassau-Siegen der Hof gemacht, eine Ehe, die allerdings als unter Stand angesehen wurde. Magnus Gabriel de la Gardie war zwar nicht von altem schwedischen Adel, durch den Krieg aber reich geworden und konnte für eine sehr auskömmliche Versorgung seiner Frau sorgen, die auf diese Weise sogar in die Lage geriet, ihrem Vater Geld zu leihen. Die jüngste Tochter Johann Casimirs wurde mit Landgraf Friedrich von Hessen-Eschwege verheiratet, der 1647 als Dank für treue Dienste in der schwedischen Armee gegen den Widerstand des Bremer Adels das Kloster Osterholz im Bremischen als Donation erhielt. Adolf Johann als jüngstes Kind des Pfalzgrafen verlobte und verheiratete sich früh und auf Initiative Königin Christinas mit der Tochter eines Mitglieds des schwedischen Reichsrates und fiel damit für väterliche Eheprojekte aus. Anders sein Bruder Karl Gustav, dessen Weg auf den schwedischen Thron ausführlich vorgestellt wird. Zunächst werden die Grundlagen für das Eheprojekt zwischen ihm und Christina analysiert, mögliche Gegenkandidaten vorgestellt und seine Beförderung zum Oberbefehlshaber des schwedischen Heeres dargestellt, bevor die Idee der Abdankung Christinas und Thronübernahme durch Karl Gustav erzählt wird.

Das alles ist auf einer sehr soliden Quellenbasis in deutschen und schwedischen Archiven gearbeitet. Vf. kennt seine Quellen hervorragend, natürlich beherrscht er auch die Literatur und den Forschungsstand – man liest die Arbeit mit großem Gewinn und fühlt sich danach erschöpfend über den Aufstieg der Pfalzgrafen auf den schwedischen Thron unterrichtet. Das Buch ist sprachlich sehr gelungen und zudem gut lektoriert, Orts- und Personenregister sind zuverlässig, die deutsche Zusammenfassung bringt die wesentlichen Ergebnisse dar, die englische Zusammenfassung bereitet die grundlegenden Er-

kenntnisse des Werkes auch für einen breiteren, internationalen Leserkreis auf.

So verdienstvoll die Arbeit auch ist, so hat sie doch einige Längen. Straffungsmöglichkeiten in der Erzählung hätte es u. a. bei der Versorgung der Kinder Johann Casimirs gegeben. Natürlich belegt die genaue Darstellung, wie die einzelnen Kinder des Landgrafen versorgt wurden, die Wertschätzung der schwedischen Krone für den Vater und dessen politisches Geschick, natürlich zeigt sie, dass er, der fremde Bittsteller, angekommen war im schwedischen Großreich. Hier hätte aber ebenso gestrafft werden müssen wie bei der Darstellung der Pfalzgrafen als minder mächtige Reichsfürsten. Vf. versucht dies aufzufangen, indem er auch in den einzelnen Kapiteln Resümeees zieht. Diese und die bereits angesprochene kleinteilige Gliederung ermöglichen es den Lesern, die Arbeit für verschiedene Fragen als Steinbruch zu benutzen.

Insgesamt zeugt die Arbeit vom tiefen Wissen des Vf.s, von seiner Durchdringung der Quellen, vom kundigen Identifizieren und Schließen von Lücken in der Forschung. Sie wird für lange Zeit grundlegend bleiben und die Forschung bestimmen – was lässt sich mit einer Dissertation mehr erreichen?

Nils Jörn, Wismar

Peter *Jancke*, Gutenberg und seine Kolberger Jünger. Die Geschichte der Buchdruckerkunst im deutschen Kolberg (Beiträge zur Geschichte der Stadt Kolberg und des Kreises Kolberg-Körlin 38). Hamburg – Verlag Peter Jancke 2018, 2. Aufl. 178 S. mit zahlr., teils farbigen Abb. ISBN 3-927996-41-6

Keine andere hinterpommersche Stadt wurde bei Kriegsende 1945 so umfassend zerstört wie Kolberg. Dieses Trauma hat viele Kolberger nach der Vertreibung bewogen, umso intensiver die Geschichte ihrer Heimatstadt zu dokumentieren. Zwei Männer haben dabei in den zurückliegenden Jahrzehnten ein besonders großes Engagement gezeigt: Ulrich Gehrke und Peter Jancke, denen es zu verdanken ist, dass über die Vereinigung ehemaliger Schüler des Dom- und Real-Gymnasiums zu Kolberg/

Ostseebad/Pommern der Zusammenhalt der letzten Generation der in der Heimat geborenen Kolberger bis in unsere Tage gewahrt werden konnte und über den Historischen Arbeitskreis Kolberg die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte der Stadt und des umliegenden Kreises Kolberg-Körlin vorangetrieben wurde. Davon zeugen einerseits die seit 1961 wieder regelmäßig erscheinenden Mitteilungen der oben genannten Schülervereinigung und andererseits die Schriftenreihe »Beiträge zur Geschichte der Stadt Kolberg und des Kreises Kolberg-Körlin«. Deren 38. Band ist nun der Geschichte des Druckereiwesens in Kolberg vom 17. Mai 1653, als der Große Kurfürst auf dem Berliner Schloss mit Heinrich Heise den ersten Buchdrucker für seine neue hinterpommersche Residenzstadt privilegierte, bis 1945 gewidmet. Auch die Entwicklung des Schrifttums der vertriebenen Kolberger in Westdeutschland seit Ende der 1940er Jahre wird in dieser anschaulich illustrierten Publikation dankenswerterweise beleuchtet.

Ein ausgeprägtes Gefühl für die eigene Verantwortung um die Bewahrung der Kolberger Traditionen haben Peter Jancke und seine Frau schließlich bewogen, 2002 die Stiftung Kolberger Kulturerbe zu gründen und 2015 die Bibliothek des Historischen Arbeitskreises Kolberg mit einem Umfang von 1.400 Bänden aus Hamburg an die Greifswalder Universitätsbibliothek zu überführen, um sie für die Nachwelt zu bewahren. Dabei spielt das Bewusstsein Peter Janckes und seiner Mitstreiter für die bis 1945 gepflegte Funktion dieser Greifswalder Institution als Landesbibliothek und Sammelstelle für die Pflichtabgabeexemplare aller Druckerzeugnisse aus der Provinz Pommern eine gewichtige Rolle. Zugleich führt uns dieses lobenswerte Beispiel einer privaten Initiative erneut schmerzlich vor Augen, dass es für die meisten pommerschen Heimatstuben und die damit verbundenen Sammlungen im Bundesgebiet keine koordinierte Planung für die künftige Aufbewahrung gibt. Immer wieder sehen sich die Heimatkreise und die mit ihnen verbundenen Vereine aus Gründen der Überalterung ihrer Mitglieder gezwungen, die Betreuung einzustellen. Auch einige der Landkreise und Städte, die seit den 1950er Jahren Patenschaften für pommersche Kreise und Städte sowie damit die Verantwortung für diese Heimat-

stuben übernommen hatten, trennen sich mehr oder weniger still und heimlich von der mittlerweile als Last empfundenen Aufgabe. Im besten Fall wird dann das gesammelte Schrift- und Kulturgut eingelagert. Es gibt, wie z. B. bei den Massowern, auch Bestrebungen, die Sammlungen an die heutige polnische Verwaltung in den alten Heimatorten zu übertragen. Zu befürchten ist leider, dass einige Sammlungen auch aufgelöst, zerstreut oder gar vernichtet werden. Die Frage bleibt, warum es für dieses Erbe der pommerschen Vertriebenen, das sich in öffentlicher Hand befindet, bisher nicht gelungen ist, ein Konzept für eine koordinierte Bewahrung zu erarbeiten und umzusetzen. Mit dem § 96 des Bundesvertriebenengesetzes gibt es nämlich einen rechtlichen Rahmen und Auftrag dafür.

Aber zurück zur jüngsten Publikation von Peter Jancke, der selbst vier Jahrzehnte in Hamburg als Druckereikaufmann tätig gewesen ist und dem es ganz offensichtlich ein Herzensanliegen ist, die Geschichte eines Handwerks für seine Heimatstadt zu ergründen, das wie kein anderes in den zurückliegenden Jahrhunderten eine wichtige Grundlage für die Bildung, die staatliche Organisation und die politische Meinungsäußerung gewesen ist. Deshalb beschränkt sich der Autor auch nicht auf die Darstellung des Druckereigewerbes. Er bietet vielmehr mit einer Bibliographie eine Vorstellung von den Inhalten, die auf den Druckerpressen in Kolberg von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts vervielfältigt wurden, und mit aufwändig recherchierten Biographien ein Bild von den Familien, die dafür als Drucker, Verleger und Redakteure verantwortlich zeichneten. Sein besonderes Verdienst ist die Rekonstruktion der überaus komplexen Entwicklung der lokalen Zeitungen in dieser von Handel und Gewerbe, zuletzt vor allem durch den Fremdenverkehr geprägten hinterpommerschen Stadt an der Persantemündung. Eine derartig fundierte Darstellung würde man sich auch für die übrigen pommerschen Druckereien und die mit ihnen verbundenen Verlage wünschen. Gerade der Wert der Zeitungen für viele Fragen der landesgeschichtlichen Forschung ist in anderen deutschen Landschaften in den zurückliegenden Jahren immer wieder deutlich herausgearbeitet worden. Am Kolberger Beispiel hat Peter Jancke nunmehr in beeindruckenden

der Weise dokumentiert, welch ein Potential auch für Pommern hier noch zu heben ist. Als letzter lebender Zeitzeuge – seine Eltern waren die letzten Inhaber der seit 1828 in Kolberg tätigen C. F. Post'schen Buchdruckerei – für die Art und Weise, wie die mediale Machtergreifung der Nationalsozialisten und die damit einhergehende Gleichschaltung der Presse in dieser preußischen Provinz seit 1933 organisiert wurde, gilt ihm nicht zuletzt für die Dokumentation der Geschehnisse jener Jahre für die Nachwelt der Dank der Historikerzunft. Schaut man wiederum zum Schluss auf die ehrenamtlichen Bemühungen von Ulrich Gehrke und Peter Jancke, nach 1990 den Verbleib von 1945 ausgelagerten und seither vermissten Greifswalder Zeitungsbeständen zu recherchieren, so fragt man sich auch hier, warum diese Aufgabe nicht schon längst von staatlichen Stellen auf eigene Initiative verfolgt wurde. Die Folgen der personellen Ausdünnung des Archiv- und Bibliothekswesens im Verantwortungsbereich des Landes Mecklenburg-Vorpommern in den zurückliegenden drei Jahrzehnten bereitet nicht nur den letzten noch lebenden Vertriebenen aus Hinterpommern große Sorgen, haben sie doch schon einmal in ihrem Leben den unwiederbringlichen Verlust von Kunst- und Kulturgut erleben müssen.

Haik Thomas Porada, Leipzig

Matthias Müller, *Das Entstehen neuer Freiräume. Vergnügen und Geselligkeit in Stralsund und Reval im 18. Jahrhundert* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern; V, 51), Wien/ Köln/Weimar – Böhlau Verlag 2019, 346 S. ISBN 978-3-412-51111-1

Diese wichtige Greifswalder Dissertation untersucht und vergleicht anhand eines reichen Quellenmaterials aus Stralsund und Reval (vgl. das Verzeichnis im Anhang, S. 310–314) und unter Heranziehen einer langen Reihe von Sekundärliteratur (vgl. das Verzeichnis S. 315–341) die Etablierung, Institutionalisierung und Kommerzialisierung dessen, was wir heute Freizeit nennen. Es geht um die Bereiche Glücksspiele, Theater und Bälle, denen die drei Hauptka-

pitel gewidmet sind. Zwei vorangestellte Kapitel erläutern Forschungsstand, Fragestellungen, Methoden, Quellen und Aufbau der Arbeit sowie die historischen Hintergründe für die beiden Städte.

Sprachlich gibt es in dieser Arbeit etwas zu viele Fehler. Wenn der Verlag oder die Historische Kommission für Pommern, die Herausgeber der Reihe ist, das Manuskript vorher durchgesehen hätte, wäre nicht von einer »Einführung aus dem Serail« (S. 195) oder von Referenz eines Tänzers vor der Dame seiner Wahl (S. 275, zwei Mal!) die Rede. Tippfehler wie »Übertäter« anstatt Übeltäter, S. 122, hätten vermieden werden können. Und die unter Studierenden verbreitete Unart, zu viele oder falsche Kausalitäten mittels »da«, »weil« etc. zu behaupten, wäre eingedämmt worden. Beispiel: ein Projekt kam »wohl nie zur Ausführung, da der entsprechende Plan nur handschriftlich überliefert wurde.« (S. 103)

Die Hauptthesen der ansonsten sehr lesenswerten Untersuchung besagen erstens, dass im Untersuchungszeitraum Freiräume entstanden, durch die sich eine neue soziale Interaktion zwischen den Ständen anbahnte. Das Angebot und der Konsum von Luxuswaren und organisiertem, institutionalisiertem Vergnügen wie Theater, Bälle, Lotterien, Feste erfuhren zunehmend soziale Akzeptanz, es nahm auch z. T. lukrativen Warencharakter an und folgte den Gesetzen von Angebot und Nachfrage mehr als den Meinungen einer kleinen Schar von »Kennern«. Tendenziell erforderte es einen offenen Markt. Dieses Treiben wurde von den Obrigkeiten zwar reglementiert, aber – mit Ausnahmen und Einschränkungen – erlaubt. Dies am Ende auch, ohne dass zur Legitimierung wohlthätige Zwecke bedient oder Staatseinnahmen dabei abfallen mussten. Zweitens: diese Entwicklung wurde begünstigt durch den *borderland*-Charakter der beiden Städte (Regionen). Die Zugehörigkeit zum schwedischen bzw. russischen Reich, die Überlappung der Grenzen lösten vielfältige Interaktionen aus, Kulturkontakte der ursprünglichen Bevölkerung mit derjenigen der führenden Macht, Reisen, interferierende Behörden, Mobilität und teilweise Mehrsprachigkeit der Bevölkerungsgruppen durch Garnisonen, Handelsniederlassungen etc. (vgl. S. 27f.).

Der Begriff Freiräume im Titel signalisiert die theoretische Grundlage in Martina Löws Raumsoziologie, die eingangs erläutert wird: Mit der Institutionalisierung eines Raums, sozusagen eines strukturierten Handlungsspielraums, der einen Ort, eine Abgrenzung wie Theatergebäude oder Ballhaus voraussetzt (Lotterien fanden manchmal im Rathaussaal statt!), »gehen automatisch Prozesse der Inklusion oder Exklusion einher.« (S. 13) Finanzkraft, Stand, Geburt, Geschlecht sind dabei entscheidend. Innerhalb solcher Räume (und Orte) gelten eigene von den Teilnehmern bestimmte Gesetze und Kontrollmechanismen. Gewisse Freiheiten werden dann möglich, die »draußen« nicht gelten.

Kenntnisreich und detailliert stellt Verf. das Auf und Ab in der Entwicklung der Freiräume in Stralsund und Reval dar. Die Quellen sind einerseits normativer Art: Gesetze Verordnungen und Statuten. Sie beschreiben wohl eher ein Ideal. Andererseits geben Tagebücher, Briefe, Gerichtsurteile und Zeitungsartikel Auskunft über die tatsächliche Praxis (vgl. S. 33).

Die Kulturgeschichte, die Verf. herauspräpariert, ist interessant und relevant für die Entwicklung einer aufgeklärten Gesellschaft und ihren Strukturwandel. Und sie entbehrt nicht vergnüglicher Ironien. Laien-(Liebhaber-)theater und zunehmend professionelle Theatertruppen entstanden und bildeten den Anfang der neuen Entwicklung, die in festen Theatern kulminierte. Schauspielerei wurde nicht mehr, wie noch im 17. Jahrhundert, von der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit als Teufelswerk verdammt [»*artes voluptarias*« und »Affenwerk«, nennt Joachim von Wedel sie in seinem berühmten Hausbuch 100 Jahre früher!]. Aber ob Bürgerfrauen und -töchter und Adelsdamen oder Offiziere Theater spielen durften, war noch lange nicht klar – in privaten Räumen/Orten wurde es zuerst gewagt. Die Stralsunder Freimaurerloge Eintracht wollte nach schwedischem Vorbild ein Waisenhaus bauen. Das Geld kam nicht zusammen, weshalb man das dafür bestimmte Gebäude als Theater einrichtete. Mit dem durch den Theaterbetrieb verheißenen Gewinn wollte man dann das Waisenhaus finanzieren. Als auch diese Hoffnung enttäuscht wurde, fanden in dem Haus ab 1770 Klassenlotterien statt, und es wurden Bälle, auch Maskeraden, und Konzerte abgehalten. Die Lotte-

rien und damit die Loge Eintracht endeten ein paar Jahre später in Fiasko und Auflösung. Für das Theatergebäude wurden dann professionelle Schauspieler-/Musiker-Truppen engagiert.

In Reval initiierte August Friedrich Ferdinand Kotzebue 1784 ein Liebhabertheater, dessen Einnahmen ebenfalls wohltätigen Zwecken dienen sollte. Nach vielem Auf und Ab und lebhaften öffentlichen Diskussionen löste es sich 1800 auf, und professionelle Wandertruppen, die auch Opern im Repertoire hatten, übernahmen. Lotterien wurden in Reval zugunsten eines Zuchthauses und der Kirchen organisiert. Der professionelle Organisationstab der Lotterien, die ja doch eine Menge Geld umsetzen, musste jedoch auch auf ihre Kosten kommen. Verhandlungen über obrigkeitliche Zulassungen für Theater und Lotterien verkomplizierten sich oft durch Dissens zwischen schwedischer bzw. russischer Regierung einerseits und Stadtrat andererseits.

Spannend sind die Einblicke in das Repertoire der damaligen Liebhabertheater und professioneller Truppen. Neben heute unbekanntem, sehr beliebten »Possen« wurde Schiller und Lessing und in Reval natürlich Kotzebue aufgeführt, sogar Opern wie Mozarts »Zauberflöte« und »Die Entführung aus dem Serail«. Sowohl die Theaterstücke als auch die Opern wurden bearbeitet. Schillers »Räubern«, die sowieso von der Zensur beargwöhnt wurden, hat man aus Rücksicht vor den Publikumerwartungen einen glücklicheren Schluss verpasst als die »unnatürliche« und allzu »mordvolle« Katastrophe, die der Dichter vorgesehen hatte (vgl. S. 199).

Die vielen detaillierten, oft auch anekdotischen Informationen, die die vorliegende Arbeit über ein bisher kaum erforschtes Gebiet gibt, können hier nicht in all ihren Aspekten, Facetten und Komplikationen nachvollzogen werden. Es ging mir eher darum, die Neugier auf das Buch zu wecken.

Die wichtigsten Arbeitsthesen, nämlich dass die entstehenden Freiräume eine ständeübergreifende Vernetzung und Kommunikation, die Flexibilisierung sozialer Normen – begünstigt noch durch den *borderland*-Charakter der beiden Städte –, diese Thesen sollen noch kurz diskutiert werden. Sie sind vorerst plausibel. Aber die Art der vielen ausführlich genutzten Quellen über die Formen der Lotteri-

en, Bälle und Theater, Ein- und Ausgaben, Zeitungsanzeigen und Polemiken, Gesetze, etc. gibt sehr wenig über die positiven Effekte der Freiräume her. Wenn es nicht um *finanzielle* Erträge geht – die auch durchmischt ausfielen –, bleibt der Verf. hier bei, wie gesagt, an sich nachvollziehbaren Vermutungen, die allerdings von den »handfesten« Fakten, die er bringt, oft widerlegt werden. Die *borderland*-These wiederum bedürfte einer Überprüfung durch Vergleiche mit zentral gelegenen Städten. Tatsächlich relativiert Verf. die Thesen regelmäßig, wenn sie auftauchen.

Gewiss, in den Klubs, in denen gespielt wurde, und wo Theateraufführungen etc. organisiert wurden, hielt man auch Zeitungen und Zeitschriften, es wurde sicher dort diskutiert, »*net-working*« betrieben, Geschäfte und ev. auch Politik beredet; es kamen »viele einflussreiche Männer zusammen« (S. 137). Ein Zeitzeuge schreibt in einem Brief, dass im Klub der Schwarzhäupter in Reval »der Vornehere und Reiche, besonders der Landadel, [sich] zu den anderen Ständen so herab[läßt], als ich es noch nirgends bemerkte« (S. 283, vgl. auch die utopische Sehnsucht nach einem Vauxhall in Stralsund, S. 252). Aber man liest eben auch im Zusammenhang mit den Bällen, »dass es vereinzelt[?] adlige Damen gebe, die Bürger und Kaufleute als »Hinkepins« (Hinkebeine) bezeichnen«. Auf der anderen Seite verspielte der Major von Tiesenhausen sein Vermögen, und als er, alkoholisiert, Randal machte, wurde er aus der bürgerlichen Revaler »Klubbe« ausgeschlossen (vgl. 147ff., vgl. für Stralsund auch das Kapitel »Störfälle bei (Masken-)Bällen«, S. 292ff., und »Die sozialen Grenzen des Zuschauertraums«, S. 203–209). Der Zugang der niederen Stände zu Lotterien wurde oft verboten, damit sich keiner ruiniert; Soldaten und Lehrlinge, die Jugend überhaupt, gehörten zu den potentiellen Gefährdern bei Bällen und Theateraufführungen (wo sich die Kenner im Parterre und die »Personen von hohem Rang« in den Logen nicht mit dem Pöbel auf der Galerie vermischen durften). In Stralsund und in Reval gab es oft Probleme, wenn schwedische bzw. russische Offiziere an Bällen den einheimischen Bürgern begegneten. Frauen und Männer saßen an diesen Bällen getrennt, sie konnten von Herren eines anderen Standes zum Tanz aufgefordert wer-

den, durften aber nicht mit ihnen reden. Beim Laien-Theaterspielen in Reval verliebte sich eine Frau in einen schauspielernden Herrn, ihre Ehe wurde aufgelöst (vgl. S. 185). Beim Tanzen, so warnte Freiherr von Knigge denn auch, werden wir »in eine Art von Rausch [versetzt], in welchem die Gemüter die Verstellung vergessen!« (S. 280) Besonders schlecht macht sich dies bei den Damen, und besonders gefährlich war der neue Modetanz Walzer!

Der Verf. muss also seine optimistische Arbeitshypothese regelmäßig relativieren, es finden sich Sätze wie: »Dabei perpetuierte die Institution Ball einerseits das etablierte Sozialgefüge und fungierte andererseits als ein Ort, wo die Teilnehmer/innen neue gesellschaftliche Verhältnisse erprobten, festigten und kontrollierten.« (S. 237) »Die traditionelle Ständeordnung konnte zwar nicht aufgehoben, wohl aber etwas gelockert werden« (S. 303). Verf. ist zu loben, dass er solche Widersprüche und Ambivalenzen immer wieder deutlich macht, er ist der Ansicht, geäußert im Zusammenhang mit den Glücksspielen: »Wer davon ausgeht, im 18. Jahrhundert habe ein Wandel durch Vernunft und die Herausbildung einer rationalen Öffentlichkeit stattgefunden, wird das scheinbar Unvernünftige und Irrationale nur schwer in sein Narrativ integrieren können.« (S. 65)

Walter Baumgartner, Greifswald

Alexander *Querengässer*, Das kursächsische Militär im Großen Nordischen Krieg 1700–1717 (Krieg in der Geschichte, Bd. 107), Leiden-Boston-Singapore-Paderborn – Verlag Ferdinand Schöningh 2019, 628 S., 19 s/w-Karten. ISBN 978-3-506-78871-9

Der Große Nordische Krieg stellt nach wie vor ein Desiderat zumindest in der deutschsprachigen Forschung dar, verglichen etwa mit dem Dreißigjährigen Krieg. Dabei gehört er zu den längsten Konflikten der Frühen Neuzeit, die sich im Ostseeraum abspielten. Der mitteldeutsche Raum mit Kursachsen wurde ebenso heimgesucht wie weite Teile Skandinaviens, Polens, des Baltikums und Rußlands. Zeitweilig griff das Osmanische Reich in den Konflikt

mit ein, ebenso Großbritannien und die Niederlande. Im Fokus der vorliegenden Arbeit, die 2016 an der Universität in Potsdam als Dissertation erfolgreich verteidigt worden ist, steht das Kurfürstentum Sachsen, das im Großen Nordischen Krieg als einer der Hauptakteure auftrat. Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen, besser bekannt als August II. (der Starke) von Polen, schloss mit Zar Peter I. und König Friedrich IV. von Dänemark und Norwegen ein gegen Schweden gerichtetes Offensivbündnis.

Der Autor betrachtet das sächsische Agieren im Krieg auf der Grundlage der meist unveröffentlichten Quellen im Sächsischen Hauptstaatsarchiv in Dresden, die er nahezu vollständig gesichtet hat. Anzumerken ist, dass archivalische Parallelüberlieferungen, etwa der sächsischen Verbündeten oder auch des Hauptgegners Schweden, in die Betrachtungen nicht mit einbezogen worden sind. Das Hauptaugenmerk *Querengässers* liegt auf einer kritischen Aufarbeitung der sächsischen Feldzüge und einer Analyse der Ergebnisse. So geht er der Frage nach, »wie sich die Qualität der sächsischen Armee um 1700 im europäischen Vergleich« einordnen läßt (S. 22). Dabei hat der Autor weniger den Hauptgegner Schweden im Blick, sondern möchte »den Zustand des sächsischen Militärs im Koordiantensystem des europäischen Heerwesens« verorten (S. 22), wobei sich »europäisch« in erster Linie auf Preußen und Österreich bezieht.

Allerdings bleibt *Querengässer* nicht bei reinen operationengeschichtlichen Betrachtungen stehen. So analysiert er die organisatorischen Vorgaben, Strukturen und Möglichkeiten und zieht auch kulturgeschichtliche Aspekte des Militärs in seine Betrachtungen mit ein. Dieser Ansatz ist durchaus lobenswert und als wichtig im Rahmen einer modernen Militärgeschichte zu bewerten. Die vorliegende Publikation ist chronologisch aufgebaut, d. h., sie entspricht dem Ablauf der Ereignisse des Großen Nordischen Krieges. Die Einteilung der Kapitel folgt konsequent strukturellen und operationengeschichtlichen Analysen.

In Kap. 2 stellt *Querengässer* die Rahmenbedingungen für den Aufbau und die Organisation des sächsischen Militärs dar. Fragen der Finanzierung, Rekrutierung und Ausrüstung im weitesten Sinn werden ausführlich diskutiert. In

den Unterkapiteln 2.3 und 2.4 werden die beiden Hauptkontrahenten August II. und Karl XII. einander gegenübergestellt und kurz charakterisiert. Dabei fällt auf, dass aktuelle Studien zu Karl XII. kaum beachtet worden sind und infolgedessen altbekannte Stereotype bei der Bewertung des schwedischen Königs aufgegriffen werden.<sup>5</sup> August II. als Feldherr und Organisator kommt vergleichsweise gut weg, ganz im Gegensatz zu seinen Generälen, die nach *Querengässers* Einschätzung die Hauptverantwortung für die zahlreichen Niederlagen der sächsischen Armee tragen.

Das 3. Kapitel behandelt die Zeit zwischen dem Kriegsausbruch im Jahre 1700 und der Besetzung Kursachsens durch Schweden 1706, was in den Frieden von Altranstädt mündete, mit dem August II. gezwungen wurde, die polnische Krone niederzulegen. Das 4. Kapitel behandelt die Reorganisation der kursächsischen Armee. Wichtig ist der Hinweis, dass August II. der antifranzösischen Koalition im Spanischen Erbfolgekrieg Truppen zur Verfügung stellte, die damit im Sold der europäischen Seemächte standen und den strapazierten kursächsischen Haushalt nicht weiter belasteten. Außerdem konnten sie Kampferfahrungen sammeln.

Das 5. Kapitel ist das Kapitel mit den meisten pommerschen Bezügen. Es umfasst den Zeitraum zwischen dem Wiedereinstieg Sachsens in den Krieg gegen Schweden (1709) und der Rückeroberung Polens bis 1716. Hier interessiert vor allem die Teilnahme sächsischer Truppen an den Kriegszügen gegen Schwedisch-Pommern, Wismar und Bremen-Verden. Detailliert stellt der Autor die strategische Ausgangslage und die Planungen der Alliierten vor. Die sächsische Armee stand zwischen 1711 und 1715 permanent in Pommern, wo sie sich auf

5 Z. B. Joachim *Krüger*, Karl XII. – der »heroische« Militärmonarch Schwedens, in: Die Inszenierung der heroischen Monarchie. Frühneuzeitliches Königtum zwischen ritterlichem Erbe und militärischer Herausforderung (Historische Zeitschrift, Beihefte, N. F., Bd. 62), hg. v. Martin *Wrede*, München 2014, S. 358–381; Sverker *Oredsson*, Charles XII – King of Sweden, in: Princess Hedvig Sofia and the Great Northern war, hg. v. Ralf *Bleile* und Joachim *Krüger*, Dresden 2015, S. 150–158; Tsar Peter och Kung Karl. Två härskare och deras folk, hg. v. Sverker *Oredsson*, Stockholm 1998.

eine Kette von Magazinen stützen konnte. Im Vergleich zum Beginn des Krieges zeigten die sächsischen Einheiten eine gesteigerte Professionalität, was darauf schließen lässt, dass die nach 1706 durchgeführten Reformen griffen. Vor allem der Einsatz des technischen Personals (Ingenieuroffiziere und Artilleriemannschaften) trug zum erfolgreichen Abschluss der Belagerung Stralsunds im Dezember 1715 mit bei. Allerdings handelten die kursächsischen Truppen fast immer im Verband mit dänischen, russischen und preußischen Truppen, so dass ein direkter Vergleich der sächsischen mit den verbündeten Truppen schwerfällt. Politisch war Kursachsen nicht in der Lage, vom Einsatz seiner mittlerweile gutgeschulten Armee zu profitieren. Bei der Aufteilung Schwedisch-Pommerns zwischen Dänemark-Norwegen und Preußen ging Sachsen leer aus.

Das 6. Kapitel ist der Heeresreduktion nach dem Ausscheiden Kursachsens aus dem Großen Nordischen Krieg gewidmet.

Zusammenfassung sowie ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis beschließen den auch optisch anspruchsvollen Band. Ein Register, das die Arbeit und gezielte Suche z. B. nach Personen erleichtern würde, fehlt leider. Ungenauigkeiten unterlaufen dem Autor bei Datierungen. So lässt er die Schlacht von Poltawa am 7. Juni 1709 stattfinden (S. 403). Je nach Stil fand die Schlacht, die als ein Wendepunkt des Großen Nordischen Krieges gilt, am 27. Juni (julianisch), 28. Juni (schwedisch) bzw. am 8. Juli (gregorianisch) statt. Im Vorwort oder der Einleitung wäre ein Hinweis wichtig gewesen, welcher Datierung der Autor folgt. Gerade in der Analyse von zeitlich aufeinander abgestimmten Ereignissen wie etwa Feldzügen ist die genaue Kenntnis des in der Historiographie und den jeweiligen Quellen genutzten Stils äußerst wichtig. In der Zusammenfassung bewertet *Querengässer* die kursächsische Armee im ausgehenden »18. Jahrhundert«, meint aber das 17. Jahrhundert (S. 560).

Hervorzuheben ist die quellennahe Analyse der strukturellen Gegebenheiten und Operationen der kursächsischen Armee. *Querengässer* zeigt, dass operationsgeschichtliche Fragestellungen auch weiterhin von Bedeutung sind, nicht nur für die Militärgeschichte, sondern auch für die vergleichende Landes- und politische Geschich-

te. Dies macht den Wert der vorliegenden Arbeit aus, die damit auch zukünftig einen unverzichtbaren Beitrag zur Geschichte des Großen Nordischen Krieges darstellen wird.

Joachim Krüger, Wusterhusen

Nils *Jörn* u. Dirk *Schleinert* (Hgg.), Vom Löwen zum Adler. Der Übergang Schwedisch-Pommerns an Preußen 1815 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern; V, 52), Wien/Köln/Weimar – Böhlau, 2019. – 272 Seiten, 17 Abb. ISBN 978-3-412-51242-2

Der von Nils *Jörn* und Dirk *Schleinert* herausgegebene Sammelband enthält Beiträge einer Tagung, die von der Historischen Kommission für Pommern und der Gesellschaft für pommerschen Geschichte, Altertumskunde und Kunst am 24. Oktober 2015 ausgerichtet wurde. Ziel der Tagung war es, den Übergang Schwedisch-Pommerns auf Preußen nicht nur als ein regionales Ereignis zu betrachten, sondern in die territorialen Veränderungen im Ostseeraum einzuordnen, die mit den Napoleonischen Kriegen einhergingen.

Um diesem Anspruch gerecht zu werden, beginnt der Sammelband mit Kjell *Åke Modéers* feinsinnigen Blick auf die historischen Hintergründe für den Übergang, der auch immer ein Willkommen und einen Abschied in sich vereint. Es handelt sich dabei um eine Rede, die *Modéer* am Vorabend der Tagung anlässlich des Festaktes im Rathaussaal Stralsunds gehalten hat.

Nils *Jörn* beschäftigt sich mit den Reformversuchen am Ende der Schwedenzeit und legt den Schwerpunkt auf die Rechtsprechung. Er analysiert das heute noch gepflegte Schwedenbild in Vorpommern, das zwei Extreme, Rückschrittlichkeit und Sehnsuchtsort in der Erinnerung nach 1815, umfasst. Beides wird plausibel mit dem Widerstand der schwedisch-pommerschen Landstände gegen obrigkeitlich oktroyierte Neuerungen erklärt. Dirk *Schleinert* greift diese Beobachtung auf und lenkt den Blick auf ausgewählte Dokumente aus dem Nachlass des

Stralsunder Bürgermeisters David Lucas Kühl. Indem er die Frage aufwirft, welche Auswirkungen die Ungewissheit über die staatliche Neuorganisation in den Jahren 1814 und 1815 auf Stellung und Handlungsspielraum der Landstände hatten, zeigt er ein Forschungsdesiderat auf.

Während *Jörn* und *Schleinert* den Übergang thematisieren, kommen in den beiden folgenden Beiträgen Fragen zur Integration in den preußischen Staatsverband zur Sprache. Die staatsrechtlichen Umstände des Übergangs auf Preußen, die überkommene Verfassung der neuvorpommerschen Ständegesellschaft sowie chronischer Geldmangel in Preußen hätten, so Johannes *Weise*, eine Integration bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts behindert. Er spricht folglich von einer missglückten Integration. Mit Blick auf die Kriminalverfassung gelingt es Anja *Erdmann* in ihrem Aufsatz, dieses Bild zu relativieren.

Ludwig *Biewer* zeichnet Leben und Werk des Greifswalder Historikers Friedrich Rühls (1781–1820) nach. In Rühls Wirken verbinden sich vorbildliche Pionierarbeiten mit historisch-politischer Tätigkeit, die vor dem Hintergrund des Übergangs seiner Heimat auf Preußen, so *Biewer*, nicht anders als opportunistisch einzustufen sind. Damit wirft *Biewer* die stets aktuelle Frage nach der Grenze zwischen Geschichtswissenschaft und Geschichtspolitik auf.

Von besonderer Bedeutung für die historische Einordnung der Integration Neuvorpommerns in den preußischen Staatsverband ist Dirk *Schleinerts* Betrachtung der knapp 100 Jahre zuvor erfolgten Erwerbung Altvorpommerns durch Preußen. Ausgangspunkt seiner Untersuchung ist der lehnsrechtliche Charakter beider Transformationsprozesse. Damit rückt er ein Thema in den Mittelpunkt, das bisher von der Forschung vernachlässigt worden ist.

Gaby *Huch* rekonstruiert eine Reise König Friedrich Wilhelms III. nach Pommern im Mai 1820. Obwohl sich die unmittelbaren Folgen der Reise in Grenzen hielten, kann *Huch* durch zahlreiche Quellenzitate die Lageeinschätzungen des Oberpräsidenten von Pommern, Johann August Sack, entschlüsseln.

Die beiden folgenden Beiträge beschäftigen sich mit den epochalen Veränderungen im Ostseeraum. Manfred *Menger* und Jens E. *Olesen* stellen die Personalunionen dar, die 1809 zwi-

schen Russland und Finnland bzw. 1814 zwischen Schweden und Norwegen entstanden. Sie erweitern den Blick des Lesers auf die Umwälzungen im Ostseeraum während der Napoleonischen Kriege. *Menger* ergänzt die historische Darstellung durch einen Ausblick auf die Stellung Finnlands nach 1809, die sich im Spannungsfeld zwischen Loyalität zum Großfürsten/Zaren und Bewahrung der schwedischen Vergangenheit bewegte.

Besonders erfreulich sind die beiden letzten Beiträge, weil sie den Kreis mit Betrachtungen zur mecklenburgischen Geschichte im Napoleonischen Zeitalter schließen. Anke *Wiebensohn* nimmt den Malmöer Pfandvertrag von 1803 zum Anlass, die Neuordnungen in den Bereichen Justiz bzw. Handel im vormals schwedischen Teil Mecklenburgs zu untersuchen. Dabei zieht sie auch Vergleiche zur Situation in Neuvorpommern. Kathleen *Jandausch* rekonstruiert abschließend quellenbasiert die Bemühungen Mecklenburgs in den Jahren 1807 bis 1815, Schwedisch-Pommern zu erwerben. Sie analysiert dabei einen Aspekt, der bisher unbeachtet geblieben ist und, was nur am Rande erwähnt werden soll, erheblich weiter als bis ins Jahr 1807 zurückreicht.

Der Sammelband erfüllt nicht nur die eingangs genannten Ziele, sondern auch die Erwartungen des interessierten Lesers. Die Beiträge sind faktenreich und verständlich geschrieben, weshalb sie sowohl von Laien als auch von Wissenschaftlern fruchtbringend gelesen werden können. Besonders erfreulich sind die zahlreichen Anregungen für künftige Forschungen. Es ist daher zu hoffen und zu wünschen, dass das Buch einen großen Leserkreis finden wird.

Robert Oldach, Hohen Neuendorf

Gunnar *Müller-Waldeck*, Die Torte in der Landschaft. Unterhaltsame kulturgeschichtliche Streifzüge um Dichter, literarische Orte und Landschaften in Mecklenburg und Vorpommern, Elmenhorst – Edition Pommern, 2018. 208 S. ISBN 978-3-939680-42-0

Um gleich beim Titelbild der »Torte« zu bleiben – Gunnar *Müller-Waldeck*s Buch gleicht ei-



ner mit handwerklichem Geschick, Geschmack und Raffinesse hergestellten kulinarischen Köstlichkeit: das Auge kommt auf seine Kosten – an Bildmaterial ist nicht gespart, die Zutaten sind erlesen – profundes literaturgeschichtliches und kulturgeographisches Wissen – und die Lektüre bereitet Genuss – wenn sie maßvoll geschieht. Immerhin sind Torten reich an Kalorien, *Müller-Waldecks* Buch ist reich an Daten, Informationen, analytischen Passagen, zeitkritischen Reminiszenzen und messerscharfen wie launigen Urteilen. Man kann und sollte es nur abschnittsweise zu sich nehmen. Es verspricht Unterhaltung – die desto kurzweiliger und genussreicher ist, je mehr man die kulturellen Prozesse, den »Kommunikations-Hintergrund« (S. 107) der jeweils mit Landschaften oder Orten verbundenen »Dichter« und/oder zahlreich eingefügten literarischen Texte kennt.

Im »Zuvor«, also dem Vorwort, wird die »Torte« als versprochene Fortsetzung des 1. Bandes »Der Wilde von den Sandwichinseln« präsentiert (der damit gleich geschickt beworben ist) »Lager der Schwerpunkt im ersten Band auf Dichtern, Denkern, Strategen und Haudegen, werden nunmehr neben Einzelgestalten auch kulturhistorische Porträts von Städten und Landschaften einbezogen. Die scheinbar sandig-eintönigen Landschaften an der Küste haben trotz allem ihre Poesie und ihren Charme, vor allem aber ihren ganz speziellen Zauber.« (S. 5) Günter Grass wird zitiert, der vom »großen Kulturraum« um das baltische Meer spricht, dem *Müller-Waldeck* für die mecklenburgische und pommersche Region in ihren kulturgeschichtlichen Profilen auf die Spur kommen will. Diese Spurensuche geschieht in den Formaten des Essays und Feuilletons, zwei von *Müller-Waldeck* meisterhaft beherrschten Formen einer die Subjektivität des Schreibers einbeziehenden, ja fordernden Darstellungsweise. Sie gestatten es auch, die für den Leser sonst recht trocken zu lesenden und für den Verfasser recht mühsam unterzubringenden Nachweise der zitierten bzw. benutzten Quellen außen vor zu lassen. Wer trotzdem (weiter) suchen möchte, den verweist *Müller-Waldeck* recht lapidar auf die Suchmaschinen der modernen elektronischen Medien. Was Personen und Städte (»Umstände«?) angeht, ist dem nichts entgegen zu halten. Anders sieht es bei den zitierten literarischen (und wis-

senschaftlichen) Texten aus. Da verkehrt sich die klar erkennbare Intention des Verfassers, nicht nur über Literatur zu schreiben, sondern dem Leser, der Leserin das Material und die Wertungen darüber anzubieten, in ihr Gegenteil. Es kann sich als außerordentlich mühevoll erweisen, zu gesicherten Texten zu gelangen – im Netz kursieren einfach zu viele fehlerhafte Textvarianten, ganz zu schweigen von wenig gedruckten Werken. So wie es einen Bildnachweis am Ende gibt, hätte ein Literaturnachweis der benutzten Ausgaben keinen Schaden angerichtet – gerade weil der Autor konsequent literarische Texte der vorgestellten Dichter (und Dichterinnen!), zu Landschaften – Arkona, Rügen – eingebaut hat.

Ständig muntert *Müller-Waldeck* den Leser – im Fall der Rezensentin die Leserin – zum Benutzen seines Büchleins auf – so z. B. am Ende des Demmin-Kapitels. Wer weiß, dass Demmin mit »zwei bedeutende(n) Fälle(n) von Mäzenatentum in der deutschen Literaturgeschichte« (S. 114) verbunden ist? Dichter wie Matthias Claudius und Friedrich Schiller erfuhren von Angehörigen der reichen Demminer Familie Schimmelmann soziale Abfederung. Es sei hinzugefügt, dass der Claudius-Förderer Heinrich Carl Schimmelmann Teile seines Geld, also auch dieses »mäzenatischen« Geldes, mit Sklavenhandel erwarb – nur zu erfahren aus dem Wikipedia-Eintrag, der zur ergänzenden Lektüre hier empfohlen sei. Weitere literarische Bezüge bietet Demmin an mit Fritz Reuter, Adolf Pompe (Dichter des Pommernliedes) oder, kaum bekannt, aber für die Frömmigkeitgeschichte relevant, dem frühpietistischen Theologen und Kirchenlieddichter Johannes Lütke-  
mann, immerhin Hofprediger am Wolfenbüttele Hof, der wiederum mit dem Haus der pommerschen Greifen durch diverse Eheprojekte eng verbunden war. Zurecht fragt *Müller-Waldeck* »Wo erfährt der Demminbesucher das alles? Im Ortsbild per Infotafel leider nicht. . . . Und im Museum? Das wurde, als 2015 der letzte Pachtvertrag für Räume im Speicher am Hafen auslief, mangels neuer räumlicher Möglichkeiten, kurzerhand geschlossen« (S. 117). Dazu bedarf es keines Kommentars im Tourismusland Mecklenburg-Vorpommern.

Derart kritische Blitzlichter auf Defizite in der institutionellen Pflege der hiesigen Kulturland-

schaft finden sich immer wieder, manchem Touristikmanager, Kulturamtsmitarbeiter und – warum nicht – Bürgermeister sei dieses Büchlein wärmstens empfohlen.

Wer an Orten wie Demmin interessiert ist, kommt im dritten, dem umfangreichsten Kapitel »Orte und Ortschaften« (144 S.) auf seine Kosten. Nach einem einleitenden zwanzigseitigen Überflug über »Pommersche Landschaft und Landleben in der Literatur« mit einem dezidiert literaturgeschichtlichen Zugriff, für professionelle Leserschaft ein Genuss, für Nicht-Professionelle sicher nicht so ganz leichte Kost, handelt Müller-Waldeck folgende Orte ab: Arkona, Stralsund, Franzburg, Anklam, Rügen, Putbus, Wolgast, Graal-Müritz, Ahrenshoop, Neubrandenburg, Ludwigslust, Parchim, Wismar, Neustrelitz, Usedom, Penzlin und Waren/Müritz. Die restlichen 49 S. des insgesamt 208 S. starken Büchleins im A5-Format teilen sich zu etwa gleichen Anteilen die übrigen drei Kapitel: 1. Personen (22 S.), 2. »Fälle« (25 S.) und 4. Theater und Film (18 S.). Es ist also für jeden etwas dabei. Das 1. Kapitel handelt von John Brinkmann, Richard Wossidlo, Ricarda Huch (die übrigens umfangreich zitiert wird, vielleicht eine der Hauptquellen für die Sicht des Autors auf die hiesige Kulturlandschaft) und Uwe Johnson. Die biographischen Sachverhalte kommen in ihrer Funktionalität für das künstlerische Werk zur Sprache, der Verfasser schaut mit thematischen Fokussierungen auf Texte und deren ästhetische Substanz. »Brinkmann lesen« lautet z. B. eine Überschrift und das ist als Programm zu verstehen: letztendlich als Ermunterung und Aufforderung zum Wieder-Lesen. Ein Textausschnitt aus Brinkmanns *Kaspar Ohm* führt zu der Feststellung, dass »[...] man angesichts des köstlichen Buches ein wenig traurig (wird): Wie halten es Kinner und Kinnerkinner (Zitat aus *Kaspar Ohm* – M. S.) mit solchen Texten? Dieses Buch verhilft dem heutigen Leser zu so etwas wie einer Entschleunigung seiner Welt« (S. 11f.). Buchvorstellung, literaturgeschichtliche Bewertung, Lese- und Lebenshilfe, das alles ausgewogen im Paket zusammengepackt – zweifellos neben dem tatsächlich unterhaltsamen Stil die konzeptionelle Stärke des Buches. Hervorheben möchte Rezensentin noch das letzte Kapitel, in dem Müller-Waldeck die Geschichte des Theaters, die bereits in den

Städteporträts jeweils detailreich (Theaterbauten, Akteure, Repertoireeigenheiten) abgehandelt ist, pointiert zusammenfasst. Äußerst aufschlussreich und theatergeschichtlich relevant sind die analytischen Ausführungen zu Theaterdirektion und Inszenierungskonzept eines Hans Anselm Perten in Rostock oder zur offensichtlich spektakulären Hamlet-Inszenierung Adolf Dresens in Greifswald von 1963/64. Welche Regisseure, Schauspieler und Schauspielerinnen während der DDR-Zeit, welche Schriftsteller und Literatinnen wo lebten – in Greifswald, Schwerin, Neubrandenburg, Parchim, Rostock oder Neustrelitz – auch das verzeichnet Müller-Waldeck genauestens, so dass der Leser/ die Leserin, der/die sich aus diesen oder jenen Gründen für diese Kulturlandschaft interessiert, immer im Bilde sein kann.

Dass im Einzelnen Wünsche offen bleiben – wohl eher eine Sache des Lektorats – sei am Rande vermerkt. Auf den »Streifzügen« trifft man ab und zu auf bereits Ausgeführtes, was vielleicht mit der »tutti«-Anlage des Buches zu tun hat. Ein Beispiel: Im literaturgeschichtlichen Überblick »Pommersche Landschaft und Landleben in der Literatur« zitiert Müller-Waldeck den Lyriker Wilhelm Müller (bekannt durch den romantischen *Winterreise*-Zyklus) mit dessen Gedicht *Der Adler auf Arkona* (S. 58). Diese Gedichtstrophen, nur erweitert durch vier Verse, finden sich wieder im Abschnitt »Romantik und frühes Badewesen auf Rügen – zwei Orte, die inspirierten .../Göttemitz«; ebenfalls wiederholt sich die bereits früher angebotene Lesart des *Arkona*-Gedichts als eine politische Stellungnahme Müllers zu den »restaurativen deutschen Verhältnissen nach den Befreiungskriegen« (S. 110).

Im Neustrelitz-Kapitel stolpert man inmitten der Darlegungen zu den Ursachen und Umständen von Adolf Glasbrenners (Berliner Satiriker) Aufenthalt in der Provinzstadt über den in Klammern gesetzten, nicht realisierten Hinweis »(siehe Beitrag zu Glasbrenner)« (S. 162). Ein Blick in die vom Autor 1999 herausgegebene Literaturgeschichte *Pegasus am Ostseestrand*,<sup>6</sup>

6 Gunnar Müller-Waldeck (Hg.), *Pegasus am Ostseestrand*. Zwischen Trave, Oder, Küste & Seenplatte. Literatur & Literaturgeschichte in Mecklenburg-Vorpommern, Konrad Reich Verl. Rostock 1999.

die an dieser Stelle nachdrücklich empfohlen sei, beschert dann die fehlenden Informationen. Er sei auch empfohlen für den Fall der Schriftstellerin Ida Hahn-Hahn (1805–1880), deren zum Besten der Gattung um 1840 gehörende reiseliterarische Texte in diesem Band wesentlich angemessener charakterisiert werden als in der vorliegenden »Torten«-Kurzfassung. Hier reicht es nur zum Urteil »nicht uninteressant« – rhetorisch Versierte wissen um den abwertenden Effekt dieser Formulierung. Rezensentin verlangt und erwartet nicht in allen Fällen fachwissenschaftlich abgesicherte Urteile, bedauert aber den Verzicht darauf im betreffenden Fall.

Wie bereits angedeutet – da der »Pegasus«-Band zu dick und zu schwer für das Ausflugs- oder Reisegepäck durch Pommern ist, empfiehlt sich dieses Büchlein. Man wird auf seine Kosten kommen.

Monika Schneikart, Greifswald

Sprichwörter und Redensarten von der Insel Rügen. Historische Sammlung aus Altfähr von 1832, entdeckt, übersetzt und herausgegeben von Renate *Herrmann-Winter*, Rostock – Hinstorff Verlag 2018. 43 S. 10 s/w Abb. ISBN 978-3-356-02188-2

Die bekannte Germanistin und Professorin für Niederdeutsche Sprache an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald und Herausgeberin des Plattdeutsch-Hochdeutschen Wörterbuchs, Renate *Herrmann-Winter*, stieß bei Recherchen im Staatsarchiv Stettin auf eine kleine Kostbarkeit, auf eine Handschrift aus dem Jahre 1832, die in Altfähr auf der Insel Rügen entstanden ist. Es handelt sich um eine Sammlung niederdeutscher Sprichwörter und Redensarten, die vom damaligen Pastor *substitutus* (ab 1839 Pastor *ordinarius*) in Altfähr, Joachim Daniel Rosenkrantz (geboren 1798, nicht 1708 (S. 5), gestorben 1846), zusammengetragen worden ist. Die Initiative dazu geht zurück auf den Stettiner Ausschuss der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde, der im Dezember 1831 einen Aufruf »zur Sammlung niederdeutscher Mundarten« startete (abgedruckt

auf S. 31). Dazu ist noch zu ergänzen, dass über diese Aktion rückblickend im 2. Jahrgang der Baltischen Studien (1833/34), H. 1 (S. 139–172), ausführlich berichtet worden ist, mitsamt einer Auflistung derjenigen Personen (im Regelfall Pastoren und Prediger), die niederdeutsche Sprachbeiträge aus ihrem jeweiligen Sprengel eingeschickt haben. Unterstützt wurde der Aufruf durch den Bischof der Pommerschen Kirche, über den viele Pastoren erreicht wurden. Dazu gehörte auch der mundartkundige Joachim Daniel Rosenkrantz.

Die Sammlung enthält 243 Redensarten und Sprichwörter in der auf Westrügen zu diesem Zeitpunkt gebräuchlichen niederdeutschen Mundart. Renate *Herrmann-Winter* hat die Verse nicht allein herausgegeben, sondern auch übersetzt. So erschließt sich der Inhalt interessierten Leserinnen und Lesern, die des Niederdeutschen nicht mächtig sind. Bemerkenswert ist die Langlebigkeit vieler der hier vorgestellten Ausdrücke, die teilweise noch im heutigen Sprachgebrauch vorkommen. Ein alphabetisch geordnetes Glossar besonderer heute schwer verständlicher Begriffe, die in den Redensarten verwendet werden, schließt das kleine Bändchen ab. Wissenschaftlich Interessierte und Liebhaber der plattdeutschen Sprache werden die kleine Spruchsammlung mit Vergnügen in die Hand nehmen.

Joachim Krüger, Wusterhusen

Angela *Rapp* / Andreas *Neumerkel* / Dorina *Kasten* / Norbert *Gschweng*, Bilder voller Poesie. Stralsunder Kunst im 19. Jahrhundert (Schriften des Stralsund Museum, Band 2). Hg. Hansestadt Stralsund. Der Oberbürgermeister, Amt für Kulturerbe und Medien, STRALSUND MUSEUM und Förderverein STRALSUND MUSEUM e. V., Stralsund – Druckhaus Kruse 2018. 85 S., 82 Abb., davon die meisten farbig. ISSN 2568-6526

Mit dieser Veröffentlichung findet eine Schriftenreihe der Hansestadt und seines Museums ihre Fortsetzung, die der Kultur- und Kunstgeschichte Stralsunds gewidmet ist. Auch hier handelt es sich um das publizistische Pendant

zu einer Sonderausstellung gleichen Titels und Inhalts, welche in den historischen Räumen des Stralsunder Katharinenklosters gezeigt wurde (vom Mai bis zum Oktober 2018). Die in einem praktikablen Heftformat gehaltene Publikation enthält vier mit Abbildungen reich ausgestattete Beiträge. Thematisch-inhaltlich eng miteinander korrespondierend, geben diese sowohl umfassend als auch detailliert Auskunft darüber, wie und von wem im Stralsund des 19. Jahrhunderts Kunst produziert, vermittelt und rezipiert wurde. Ein Hauptaugenmerk liegt natürlich auf die Kunstschaffenden, Bildwerke und -sujets, denen in diesem Zusammenhang besondere Relevanz zukommt. Eine andere Schwerpunktsetzung besteht darin, dass sich die Beiträge nicht auf das gesamte Säkulum beziehen, sondern im Wesentlichen auf den Zeitraum von Beginn bis etwa Mitte des 19. Jahrhunderts. Dabei wird die zentrale Thematik in einem weit gefassten Kontext behandelt und erörtert, so dass die lokalen Kunst-Verhältnisse am Strelasund als Bestandteil eines facettenreichen geistig-kulturellen Milieus kenntlich werden mit ihren vielfältigen Verbindungen zu anderen Bereichen, etwa denen der zeitgenössischen Literatur und Tagespublizistik sowie des Theater- und Musiklebens. Jedoch beschränken sich die Ausführungen keineswegs auf dieses bürgerliche Kulturmilieu innerhalb der damaligen Festungsstadt im seit 1815 dem Königreich Preußen inkorporierten »Neuvorpommern«. Vielmehr heben sie ebenso evident hervor, wie wichtig und prägend die Einflüsse und Anregungen waren, welche von »außen« auf kunstaffine Bürger und gebildete Kreise der Stralsunder Einwohnerschaft einwirkten und sich diese zu Eigen machten. Dafür sorgten beispielsweise mit der Stadt verbundene Künstler, die an den Akademien in Berlin, Dresden und Kopenhagen studiert hatten. Eine ebenso wichtige Rolle spielten dabei die Kooperationen unter Kunstvereinen verschiedener Städte und Regionen. Dank derer konnte zeitweilig auch in Stralsund ein publikumswirksamer Ausstellungsbetrieb organisiert und am Laufen gehalten werden, eben durch die Beteiligung am Transfer einer Vielzahl an Bildwerken von Ort zu Ort und Ausstellung zu Ausstellung. Mit dem ersten Beitrag, verfasst von Angela Rapp, wird ein weiter Bogen gespannt, der zum

Gegenstand hinführt und ihn zugleich in einen großen, epochalen Kontext einbettet. Nachgezeichnet wird der korrelative Entwicklungsgang von geistiger Kultur und bildender Kunst im Verlauf des 19. Jahrhunderts mit seinen Hauptströmungen (hier auch Stilen und Schulen). Reflexionen werden angestellt über die gesellschaftlichen Bedingungen, welche das Schaffen von Kunst sowie deren öffentliche Wahrnehmung und Beurteilung bestimmten. Dabei liegt der Fokus auf dem »Bild«, d. h. auf der Malerei und Grafik, zumal es sich, wie prägnant dargestellt, um jene Gattungen handelte, die bei Kennern, Sammlern und dem breiten Publikum besonderen Zuspruch fanden. Dies wird mit markanten Beispielen von Bildwerken belegt, an denen zugleich Stilmerkmale des Klassizismus, der Romantik, des Biedermeier und frühen Realismus erläutert werden. Hinzu treten literarische Zitate namhafter Zeitgenossen, welche ein Licht auf die Relationen zwischen Bildkunst, Kunstästhetik und Dichtung werfen. Deutlich wird, dass es die Landschaftsmalerei und die Genremalerei gewesen sind, die mit ihrem mannigfaltigen Spektrum an diversen Sujets und stark aufgefächerten Themenbereichen in der Beliebtheitsskala am höchsten rangierten, obwohl die Historienmalerei laut dem damaligen akademischen Kanon an erster Stelle stand und offiziell das größte Prestige genoss. Das spiegelt sich auch im *Ceuvre* jener Künstler wider, die mit Stralsund verbunden waren und von denen das dortige Museum etliche Arbeiten besitzt. Dazumal genoss die Malerei durchaus Popularität. Dies kam auch daher, weil den Menschen des 19. Jahrhunderts pauschal attestiert werden kann, sie seien mehrheitlich »geradezu bildersüchtig« gewesen, so A. Rapp (S. 6). Die auf Expositionen präsentierte Malerei war mithin ein wichtiges, die Massen anziehendes Medium der Unterhaltung, das mit höheren Ansprüchen der Geistes- und Geschmacksbildung durchaus kompatibel sein konnte. Autor des zweiten Beitrags ist Andreas Neumerkel, welcher die Leser in das Stralsund der »Biedermeierzeit« führt und von diesem ein an Nuancen reiches Panorama entwirft – speziell mit Blick auf die Kultur- und Kunstverhältnisse in der »kleinen Provinzstadt« (S. 25) zwischen etwa 1815 und 1848. Im Verhältnis zur Bevölkerungszahl (1816: 12.500 EW, 1849: 17.600 EW) sowie

dem damals in Stralsund vorhandenen recht bescheidenen Wirtschafts- und Finanzpotential gab es dort zu dieser Zeit ein überaus reges Kulturleben, das die Beschäftigung mit der bildenden Kunst und deren Förderung einschloss. Hier zeigten Stralsunds Bürger ein geradezu erstaunliches Engagement. Von seinen Resultaten und Hauptprotagonisten sowie darüber, welche institutionellen und geregelten Formen es annahm, berichtet *Neumerkel*. Schillernde Schlüsselfigur und eine der führenden intellektuellen Köpfe dieser bemerkenswerten kulturgeschichtlichen Periode am Strelasund ist Friedrich v. Suckow (1789–1854). Als schreibfreudiger Literat sowie stets gut informierter Kritiker und Kolumnist wurde er zugleich zum Chronisten dieser Zeit. Von 1827 bis 1844 war F. v. Suckow Chefredakteur und Hauptautor der Wochenjournals »Sundine«, einer »Zeitschrift für Unterhaltung und Geistesverkehr«, wie deren Untertitel lautet. Dieses Periodikum besaß ein hohes journalistisches Niveau, beförderte den soziokulturellen Diskurs und fungierte als Ideengeber und -verbreiter. Mit der »Sundine« als Sprachrohr wurde F. v. Suckow »zum Kulturstrategen der Hansestadt« (*Neumerkel*, S. 20). In dieser Rolle begleitete er auch eines der ambitioniertesten Projekte der Bürgerschaft, mit dem die Stadt 1833–1834 ein modernes Theatergebäude erhielt und für sie eine neue Ära der Bühnenkunst begann. Ebenso wurde Stralsund zum Zentrum des 1841 gegründeten »Kunstvereins für Neuvorpommern und Rügen«, der viele Angehörige des hiesigen Besitz- und Bildungsbürgertums in seinen Reihen vereinte, die sich um eine gezielte Kunstförderung bemühten. Dieser Verein verlieh dem bereits in den 1830er Jahren einsetzenden Ausstellungswesen eine feste institutionelle Basis und gewisse Stetigkeit. Sein Wirken sorgte u. a. dafür, dass die Stralsunder zeitgenössische Werke zu sehen bekamen, welche die gesamte Bandbreite der Malerei und Grafik repräsentierten. Auf der ersten »Wanderausstellung«, die der Kunstverein noch in seinem Gründungsjahr nach Stralsund holte, wurden 356 Bildwerke von 227 Künstlern gezeigt. *Neumerkel* schildert auch, dass die Kommune in Stralsund geborene »Landsleute«, die einem Kunststudium nachgingen, mit der Vergabe von jährlichen Stipendien unterstützte. Eine solche finanzielle Beihilfe erhielt beispiels-

weise Johann Wilhelm Brücke (1800–1874), weshalb der Autor den Werdegang dieses Landschaftsmalers hierfür beispielgebend vorstellt, der dann weit über seine Heimatregion hinaus Bekanntheit erlangte.

Der dritte Beitrag stammt aus der Feder von Dorina *Kasten*. Sie bringt die Kunst im 19. Jahrhundert direkt mit der Sammlung des Stralsunder Museums in Verbindung und nimmt speziell Bezug auf die dortigen Bestände an Arbeiten der sechs Künstler und einen Künstlerin, die 2018 im Mittelpunkt der Sonderausstellung standen. Eingang ihres Textes erinnert die Autorin auch daran, dass das Museum bereits seit 1859 besteht und damit es Stralsunds Bürgerschaft war, die in Pommern zuerst solch eine öffentliche Institution ins Leben rief. Danach beschreibt D. *Kasten* kurz den Entwicklungsgang und die Schwerpunkte der Sammlungstätigkeit am Museum, zu dessen Fundus an Kunstwerken heute etwa 1000 Gemälde und 10000 Grafiken gehören. Der Hauptteil des Beitrages trägt katalogartigen Charakter und enthält kurze monographische Skizzen zu den sieben Künstlerpersönlichkeiten, deren Werke 2018 ausgestellt waren. Diese sind Simon Wagner (1799–1829), Johann Wilhelm Brüggemann (1786–1866), Hermann Brüggemann (1822–1894), der bereits erwähnte Johann Wilhelm Brücke, Albert Grell (1814–1891), Karl Herrmann Fröhlich (1821–1898) und Antonie Biel (1830–1880). Unter ihnen ist J. W. Brüggemann der einzige, welcher, obwohl dort nicht geboren, in Stralsund auf Dauer ansässig und tätig war. Die anderen erblickten zwar in der Hansestadt das Licht der Welt und einige von ihnen kamen dort schon frühzeitig mit der Kunst in Berührung; jedoch führte sie die Entscheidung, eine künstlerische Laufbahn einzuschlagen, alsbald aus Vorpommern fort. Und nicht alle von ihnen widmeten sich dann hauptsächlich der Malerei. K. H. Fröhlich etwa wurde ein Meister des artifiziellen Scherenschnitts, dessen papierne Miniaturen viel Anklang fanden. Das Stralsunder Museum besitzt ein Konvolut von 65 filigranen Werken Fröhlichs.

Den vierten Beitrag zur Publikation steuerte Norbert *Gschweng* bei, der uns die Malerin Antonie Biel im Rahmen einer akribischen sozial- und familiengeschichtliche Studie näher bringt. A. Biel ist schon deshalb eine Ausnahmerei-

nung, da es ihr gelang, entgegen den gesellschaftlichen Konventionen ihrer Zeit als Frau ein gründliches Kunststudium zu absolvieren und danach mit Erfolg freischaffend beruflich tätig zu sein. Mit ihren Bildschöpfungen zählt sie zur zweiten Generation künstlerischer Entdecker und Interpreten der Insel-Landschaften Rügens und Hiddensees. Die subtilen Kompositionen Biels, mit denen sie regelmäßig auf den Berliner Akademie-Ausstellungen vertreten war, erfreuten sich bei Zeitgenossen großen Zuspruchs. *Gschwengs* Text bietet aufschlussreiche Einblicke in das Milieu und die Privatheit des gehobenen Stralsunder Bürgertums, jener Sphäre, der A. Biel entstammte und mit der sich die emanzipierte Frau und arrivierte Malerin trotz nicht zu vermeidender zeitweiliger Entfremdung doch stets eng verbunden fühlte. Sie, ihre Stralsunder Familie und nächste verwandtschaftliche Umgebung künden vom hohen Stellenwert, den in bürgerlichen Kreisen eine Bildung haben konnte, bei der auch schöngeistige und künstlerische Interessen im Vordergrund standen.

Diese Veröffentlichung mit ihren vier Beiträgen und vielen Abbildungen informiert auf gehaltvolle und anschauliche Weise über Kapitel in der neuzeitlichen Geschichte Stralsunds, die vom bemerkenswerten Einsatz seiner Bewohner für die Belange der Kultur und Kunst zeugen, eines Engagements, das auch Ausdruck kommunalen Gemeinsinns war. Zugleich wird hier auf Künstler (wieder) aufmerksam gemacht, deren Namen heute nur noch wenigen etwas zu sagen vermag.

Michael Lissok, Greifswald

Hans Reddemann, 200 Jahre Alter Friedhof der Universitäts- und Hansestadt Greifswald, 1818–2018 mit über 150 auch bedeutenden Medizinerinnen. Greifswald – Druckhaus Panzig 2018. 30 S., zahlr. Abb. Zu beziehen nur vom Verfasser selbst: Prof. Dr. med. H. Reddemann, Am St. Georgsfeld 18, 17489 Greifswald

Die nur 30 Seiten umfassende Broschüre präsentiert katalogmäßig in alphabetischer Reihenfolge die Namen der hier beigesetzten Medi-

ziner. Bei 62 von ihnen werden auf gestochenen scharfen Bildern auch die Grabanlagen dargestellt. Kurzbiographische Erläuterungen beschränken sich auf einige Professoren der medizinischen Fakultät. In diesem Zusammenhang erscheint es bemerkenswert, dass der berühmte Bakteriologe und Virologe Prof. Dr. Friedrich Löffler (1852–19159) in Greifswald beigesetzt wurde, obwohl er die letzten beiden Lebensjahre als Direktor des renommierten Robert-Koch-Instituts in Berlin tätig gewesen war. Seine wissenschaftlichen Meriten (u. a. Entdeckung der bakteriellen Erreger der Diphtherie und des Erysipels beim Menschen, der virologischen Verursacher des Rotz bei Huftieren und der Maul- und Klauenseuche bei Rindern) sowie die Gründung der weltweit ersten isolierten Forschungsanstalt zur Bekämpfung von Viruskrankheiten auf der Insel Riems sind rühmlich bekannt und bedürfen hier keiner Sondererwähnung.

Weniger bedeutsam, aber auf lokaler Ebene gleich interessant erscheint in dem Heft die Nennung vieler praktischer Ärzte, Zahnärzte und Tierärzte, die für die Grundversorgung der Greifswalder Bevölkerung in den letzten 200 Jahren tätig gewesen waren. Einige von ihnen trugen noch die Bezeichnung Barbier, Bader oder Wundarzt (Chirurgus). Die von der Stadt oder vom Landesherren besoldeten Ärzte wurden auch als Stadt-, Kreis-, Amts- oder Landphysikus bezeichnet. In Preußen wurde im September 1899 das Kreisarztgesetz erlassen, das den Kreisphysikus durch den Kreisarzt als neuzeitlichen Gesundheitsbeamten ersetzte. Beim Durchblättern des Heftes erfährt somit der Leser die Eigenart der berufsmäßigen Entwicklung der beamteten Mediziner in den letzten 200 Jahren. Geschichtlich ist weiterhin der Zustrom vertriebener Ärzte aus den Ostgebieten, insbesondere aus der Stadt Stettin, hervorzuheben. Sie trugen ab den Katastrophenjahren 1945/46 wesentlich zur medizinischen Versorgung der fast um die doppelte Zahl der Einwohner gewachsenen Stadt Greifswald und ihrer Umgebung bei.

Zusammenfassend erweist sich das Heft als eine wertvolle Ergänzung zu dem wenige Jahre vorher publizierten dreibändigen Werk desselben Autors: »Der denkmalgeschützte Alte Friedhof in der Universitäts- und Hansestadt Greifs-

wald« – Druckhaus Panzig, erschienen in den Jahren 2009–2012, ISBN 978-3-00-027660-6, und zusammenfassend rezensiert von Haik Thomas *Porada*, Leipzig, im Band 101 (2015) der *Baltische Studien*, S. 231–233. Dessen positive Beurteilung lässt sich auch pars pro toto auf das vorliegende Heft übertragen, da es nicht nur für den Mediziner, sondern auch für jeden lokalgeschichtlich interessierten Greifswalder Bürger detaillierte familiäre Hinweise ermöglicht.

Hermann Manzke, Heikendorf

Hannelore *Schardin-Liedtke*, *Damnical Hebrondamnitz (Zamki i ogrody w województwie pomorskim/Schlösser und Gärten in der Wojewodschaft Pommern 2)*. – Szczecin Fundacja »Akademia Europejska Kulice-Külz« 2019. 64 S. mit zahlr. Abb. ISBN 978-83-946698-1-2

Ausgehend von einer Idee des Freundeskreises Schlösser und Gärten der Mark Brandenburg e. V. erscheinen seit 1991 für das Land Brandenburg und seit 2006 für die Neumark anschaulich gestaltete Monographien über ausgewählte Objekte in einem handlichen Format, die ein breites Echo für diese Gruppe von Bau- und Gartendenkmälern in der Öffentlichkeit gefunden haben. Nachdem im Jahr 2013 in der Reihe »Schlösser und Gärten in der Wojewodschaft Westpommern« bereits die Herrenhäuser in Külz (Heft 1), Stargardt (Heft 2), Ribbekardt (Heft 3), Pansin (Heft 4), Prillwitz (Heft 5) und Matzdorf (Heft 6) sowie im Jahr 2015 als Heft 7 Speck vorgestellt worden waren, eröffnete die Stiftung Europäische Akademie Külz-Kulice 2016 eine weitere Reihe unter dem Titel »Schlösser und Gärten in der Wojewodschaft Pommern«. Das erste Heft war dem 2009 in Flammen aufgegangenen Herrenhaus in (Deutsch) Karstnitz bei Stolp gewidmet. Die Wissenschaftliche Redaktion lag bei allen bisherigen Heften bei Sibylle Badstübner-Gröger, die Herausgeberschaft bei Lisaweta von Zitzewitz. Alle bisher erschienenen Hefte der genannten beiden Reihen thematisieren Herrenhäuser und die sie umgebenden Parkanlagen in Hinterpommern. Die Regionalisierung folgt der

derzeitigen polnischen Wojewodschaftsgliederung, nach der das westliche und mittlere Hinterpommern mit der nördlichen Neumark als »Westpommern« bezeichnet wird, während das östliche Hinterpommern mit großen Teilen Westpreußens, also Pommerellen, die Wojewodschaft »Pommern« bildet. Die Hefte sind grundsätzlich zweisprachig angelegt, d. h. zuerst werden die Informationen zur Besitz-, Architektur- und Gartengeschichte auf Polnisch und anschließend auf Deutsch geboten. Die Illustration erfolgt jeweils durchgehend für das gesamte Heft mit zweisprachigen Bildlegenden. Dabei werden sowohl historische Fotografien aus der Vorkriegszeit als auch aktuelle Aufnahmen mit Außenansichten und Innenaufnahmen geboten. Besonders wertvoll sind die Reproduktionen von Bauzeichnungen, Parkplänen und Altkarten, mit deren Hilfe die Siedlungsentwicklung dieser klassischen Gutsdörfer veranschaulicht werden kann. Die in großen Teilen Ostmitteleuropas von Gutsanlagen geprägte Kulturlandschaft wird dank dieser Initiative der Stiftung Europäische Akademie Külz-Kulice, die leider seit einigen Jahren nicht mehr an ihrem Gründungsort im alten Kreis Naugard fortgeführt werden darf, auch für Hinterpommern in ihrem hohen denkmalpflegerischen Wert herausgearbeitet. Mit der amtlichen polnischen Denkmalpflege wird bei diesem Projekt kooperiert, wovon nicht zuletzt die gemeinsamen Vorworte in den Heften künden.

Das zweite Heft für die östliche Schriftenreihe ist wiederum einem Ort im alten Kreis Stolp gewidmet. Hannelore *Schardin-Liedtke*, den Lesern der Zeitschrift POMMERN seit vielen Jahren als Expertin für diesen Raum vertraut, hat mit Hebrondamnitz eine Gutsanlage mit zugehörigem Park und Kapelle vorgestellt, zu der sie eine enge familiäre Bindung hat. Die Attributierung des Ortsnamens Damnitz mit dem Zusatz »Hebron« erinnert an die aus Schottland stammende Adelsfamilie von Hepburn, die in der hinterpommerschen Geschichte im 17. Jahrhundert ihre Spuren hinterließ. Nach mehreren Besitzerwechseln gehörte das mit 1.271 ha (einschließlich eines großen Waldbesitzes von 744 ha, Stand 1906) recht weitläufige Gut seit 1892 der aus Ostpreußen stammenden, wohlhabenden Familie Gamp, deren politisch und ökonomisch ambitioniertes Ober-

haupt, Carl, nach seinem Herkunftsort unter dem Namen »von Gamp-Massaunen« 1907 in den preußischen Freiherrenstand erhoben worden war. Dank der Tatsache, dass auch in diesem Fall die Bauzeichnungen der Architekten Gustav Knoblauch und Friedrich Hollin für den im Auftrag des Vorbesitzers, Richard von Blanckensee, 1870/71 errichteten Neubau im Architekturmuseum der Technischen Universität (TU) Berlin erhalten geblieben sind, lässt sich die Entwicklung des Herrenhauses, die bis zum Kriegsausbruch immer wieder von Erweiterungen und Umbauten gekennzeichnet war, detailliert nachvollziehen. Dabei dürfte die bis heute immer wieder vorgenommene Anpassung des Palmensaals, eines Raumes mit Kuppel, für eine beständig wachsende chinesische Hanfpalme, die das Ehepaar Gamp in den 1890er Jahren aus dem Heiligen Land mitgebracht hatte, für die Baugeschichte eines pommerschen Herrenhauses wohl einzigartig sein. Der auch heute noch relativ gute Erhaltungszustand des Herrenhauses ist dem Umstand zu verdanken, dass das Gebäude seit 1955 kontinuierlich als »staatliche Erziehungsanstalt für geistig zurückgebliebene Kinder« genutzt und deshalb mit erheblichem Mitteleinsatz instandgehalten wird. Die zu Beginn des 20. Jahrhunderts errichtete neogotische Kapelle erinnert in ihrer Formensprache an erhalten gebliebene Beispiele mittelalterlicher gotischer Kapellen in Pommern. Die Lage des Gutes an der Bahnstrecke von Stettin nach Danzig, deren Streckenabschnitt zwischen Stolp und Zoppot 1870 eröffnet worden war, ermöglichte es der meist in Berlin lebenden Familie Gamp, ihr hinterpommersches Gut schnell zu erreichen und auch die Verbindungen zur ostpreußischen Heimat unkompliziert aufrecht zu erhalten. Insgesamt verdeutlicht diese Publikation wieder einmal die engen Beziehungen zwischen den östlichen preußischen Provinzen und der Reichshauptstadt, die bis 1945 wirkmächtig waren. Es bleibt zu hoffen, dass Hebrondamitz das Schicksal des faszinierenden Wasserschlosses von Deutsch Karstnitz erspart bleibt, das vor zehn Jahren das Opfer einer Brandstiftung wurde.

Haik Thomas Porada, Leipzig

Hartmut *Bettin* und Kathrin *Pscheidl*,  
Medizin in Greifswald. Rundgänge durch die  
Geschichte. Berlin – Logos Verlag GmbH  
2017. 123 S. ISBN 978-3-8325-978-8/325-4175-0

Das handliche, 10,5 × 19 cm messende Büchlein mit 2 Stadtplänen eignet sich gut für einen Rundgang durch die Altstadt und um den neuen Campus im Bereich der Ferdinand-Sauerbruch-Straße. Dem Hauptteil voran gehen auf den Seiten 7 bis 35 kurz gefasste, speziell die Entwicklung der Medizin in Greifswald darstellende Kapitel. Von besonderem Interesse erscheint in dieser Hinsicht die Schilderung der politischen Einflüsse auf die Universität in der NS-Zeit, Nachkriegs- und DDR-Zeit, nach der politischen Wende und heute. Besonders im letzten Jahrzehnt hat sich das Klinikum im Bereich des neu entstandenen Campus um den Berthold-Beitz-Platz grundlegend verändert.

Als Maximalversorgerin Vorpommerns verfügt die Universitätsmedizin über ca. 900 Betten und 39 Plätze in drei Tageskliniken. An den 21 Fachkliniken wurden im Jahr 2015 über 178 000 Patientinnen und Patienten versorgt. 2016 wurden 1378 Studierende der Humanmedizin und 527 Studierende der Zahnmedizin immatrikuliert. Als Wissenschaftsstandort hat sich Greifswald der bevölkerungsbezogenen Community Medicine und der Approach to Individualized Medicine angeschlossen. Im SHIP (Study of Health in Pomerania) werden Klinisch-Epidemiologische Forschungen betrieben. Die neuen Begriffe werden im Text näher erläutert.

Bei den Rundgängen durch die Stadt werden den Nummern auf den beiden Stadtplänen folgend 39 Kliniken und medizinische Einrichtungen einzeln beschrieben. Auf ihre zumeist ruhmreiche Geschichte wird stolz verwiesen. Namen hervorragender Mediziner wie die der beiden Bakteriologen und Virologen Friedrich Loeffler und Paul Uhlenhuth, der Chirurgen Theodor Billroth, Carl Ludwig Schleich und Ferdinand Sauerbruch (auch, wenn alle drei nur kurzfristig in Greifswald tätig waren), des Physiologen Leonard Landois, der Physiologischen Chemiker Felix Hoppe-Seyler und dessen Enkel Felix Adolf Hoppe-Seyler, des Pathologen Paul Grawitz, des späteren Nobelpreisträgers Gerhard Domag und den beiden auf dem Gebiet



der Diabetologie bekannt gewordenen Internisten Oskar Minkowski und Gerhard Katsch sind über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt und markieren wichtige Abschnitte in der Geschichte der Medizin.

In einem Extrakapitel werden die Forschungsanstalten der Insel Riems: Friedrich Loeffler-Institut (heute Museum) und die Bundesforschungsanstalt für Tiergesundheit (FLI) mit einem der weltweit modernsten Forschungskomplexe sowie die Diabetikerzentren Garz auf Rügen (bis 1946) und Karlsburg bei Greifswald (ab 1947) dargestellt. Um das Karlsburger Schloss siedelten sich nach 1991 das private »Institut für Diabetes Gerhard Katsch e. V.« und das ebenfalls privat betriebene »Klinikum Karlsburg Herz- und Diabeteszentrum Mecklenburg-Vorpommern« an. 2010 konnten die Kardiochirurgen dort den modernsten OP-Saal Norddeutschlands in Betrieb nehmen. Ein 2016 eröffneter Multifunktionsbau vereint klinische Behandlung und anwendungsnahe Forschung unter einem Dach. Die Beschreibung der Aufgaben ist nur knapp gehalten und bedarf präziserer Angaben.

Zusammengefasst liegt der Schwerpunkt des Taschenbuches auf der Darstellung der Greifswalder Medizingeschichte. Dieses Vorhaben ist dem Autor und der Autorin wohl gelungen. Bei einer wünschenswerten Drittauflage empfiehlt sich eine zusätzliche Lageskizze des neuen Klinikums um den Berthold-Beitz-Platz mit Nummerierung und Kennzeichnung der verschiedenen Kliniken und Institute am Randstreifen oder auf einem Beiblatt.

Hermann Manzke, Heikendorf

Gerd-Helge *Vogel*, Der Landschaftsmaler und Porträtist OSCAR ACHENBACH 1868–1935, hrsg. von Gerd Albrecht im Auftrag des Vineta-Museums der Stadt Barth, Berlin – Lukas Verlag 2018. 96 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-86732-321-5

»Suche nach Erhebung und Erbauung in der Kunst« überschreibt Gerd-Helge *Vogel* seinen Katalogtext zur Ausstellung des gebürtigen Stet-

iners Oscar Achenbach in Barth – ein wörtliches Sinnbild der Malerei, das das gesamte Schaffen des Künstlers durchdringt, indem es gleichermaßen sowohl auf den Anspruch als auch auf die Grenzen dieses Malers am Beginn der Moderne verweist.

Die Schenkung eines Teils des künstlerischen Nachlasses an das Vineta-Museum in Barth 2018 hat ermöglicht, das Oeuvre Oscar Achenbachs endlich einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen und wissenschaftlich zu untersuchen, letzteres auch im Vergleich, etwa mit dem Werk von Louis Douzette.

Mit der Ausstellung vom 23. August 2018 bis zum 17. Juni 2019 aus Anlass des 150. Geburtstages des Malers fanden die Bestrebungen des Künstler-Enkels Johannes Achenbach, der sich intensiv mit dessen Lebensgeschichte beschäftigt, das Werk zusammengeführt und geordnet hat, einen ersten würdevollen Höhepunkt. Dem Engagement Johannes Achenbachs und seiner Familie, des Museumsdirektors Gerd Albrecht und des Kunsthistorikers Gerd-Helge Vogel ist das Zustandekommen der Ausstellung und des begleitenden Katalogbandes, die beide inhaltlich und ästhetisch qualitativ gestaltet sind, zu verdanken.

In den Katalogband führt ein Grußwort des Enkels Johannes Achenbachs ein, in dem der Autor Erinnerungen an seinen Großvater sowie seine Bemühungen, dessen künstlerisches Erbe zusammenzutragen, schildert. Im anschließenden Vorwort, das mit dem Ausstellungstitel: »Zwischen Ostsee und Capri. Oscar Achenbach (1868–1935), ein Maler des deutschen Impressionismus« und der Frage »Wie kommt ein Achenbach nach Barth?« überschrieben ist, informiert Museumsleiter Gerd *Albrecht* über die Ausstellungsinhalte. Der Autor unterzieht Oscar Achenbachs künstlerisches Schaffen einer prägnanten Charakterisierung und verortet dieses im Kontext der Landschaftsmalerei des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Der Einstieg gibt außerdem den wichtigen Hinweis darauf, dass »[e]ine nahe verwandtschaftliche Beziehung« zu den beiden Düsseldorf-Landschaftsmalern Andreas und Oswald Achenbach »bisher nicht nachgewiesen« ist (S. 4). Darüber hinaus benennt Gerd Albrecht die trotz der gravierenden Unterschiede bestehenden Gemein-

samkeiten zwischen Oscar und Oswald Achenbach, die unter anderem in der »Leidenschaft zur Malerei« (S. 4) und der Aneignung eines soliden technischen Fundaments, das eine umfangreiche Schulung zeichnerischer Fähigkeiten voraussetzt, zu sehen sind. Dass Oswald Achenbachs hervorragende Lehrtätigkeit an der zu dieser Zeit noch als Vorreiterin der deutschen Landschaftsmalerei geltenden Düsseldorfer Akademie »[h]eute kaum noch bekannt« sei (S. 4), wird hier allerdings nicht geteilt. In den letzten Jahrzehnten ist die Aufarbeitung der Düsseldorfer Malerschule und der Brüder Achenbach entschieden vorangetrieben worden, etwa durch die Arbeiten von Rolf André, Heinrich Appel, Bettina Baumgärtel, Irene Haberland, Ekkehard Mai, Irene Markowitz, Birgit Ponten, Mechthild Potthoff, Martina Sitt und Rudolf Theilmann. Auch war Eugen Bracht an der Durchsetzung des Impressionismus in Deutschland nicht so vordergründig beteiligt, wie dargestellt (S. 4).

Die Texte des Katalogbandes hat der Berliner Kunsthistoriker Gerd-Helge Vogel verfasst, der das Museum in Barth in den letzten Jahren schon mehrfach durch kuratorische Begleitung von Ausstellungen und Bereitstellung von fachwissenschaftlichen Beiträgen für Ausstellungskataloge unterstützt hat (Johann Gustav Grunewald, Uhde/Douzette, Friedrich August Stüler, Spalding/Lavater/Füßli/Heß, Ferdinand Jühlke). Da das Schaffen Oscar Achenbachs in der kunsthistorischen Forschung bislang weitgehend ein Desiderat darstellte, konnte sich Gerd-Helge Vogel nur auf wenige Vorarbeiten stützen, von denen der Aufsatz Melanie Ehlers' in POMMERN. Zeitschrift für Kultur und Geschichte 2009 als die ergiebigste Quelle hervorzuheben ist.

Die Struktur der Katalogtexte ist chronologisch angelegt, indem sie den Stationen des Lebens folgt, die mit den motivischen Phasen des künstlerischen Schaffens von Oscar Achenbach zusammenfallen. Diese Gliederung trägt auch der Tatsache Rechnung, dass Achenbach vor allem als Landschaftsmaler in Erscheinung getreten ist. Zunächst führen jedoch zwei Kapitel, »Impressionismus« (S. 9–10) und »Achenbachs spezifischer (Spät-)Impressionismus« (S. 11–13), in die kunsthistorischen Problematiken der Ausstellung ein. Das dritte und umfangreich-

ste Kapitel »Welteroberung« mit Auge, Hand, Pinsel, Feder, Farbe, Stift, Leinwand und Papier« (S. 13–83) ist dann entsprechend der Lebenschronologie in einzelne Abschnitte gegliedert: »Norwegen« (S. 15–19), »Berlin und sein Umland« (S. 20–33), »Italien« (S. 34–51), »Tirol« (S. 52–57), »Ostsee (Pommern und Mecklenburg)« (S. 58–63), »Runkel: Ausflüge von der Lahn nach Rheinhessen, in die Rheinpfalz und nach Köln« (S. 64–76), »Weitere Streifzüge durchs Land: Hamburg, Rothenburg o. d. Tauber und andere Destinationen« (S. 77–83). Im vierten Kapitel widmet sich Gerd-Helge Vogel einem weiteren Genre in Achenbachs Schaffen: den »Porträts« (S. 84–91).

Diesen Texten schließen sich eine Übersicht »Oscar Achenbach – ein Künstlerleben in Daten« (S. 92–95) und die Anmerkungen (S. 96) an. Wenngleich der Band zweifelsfrei sehr übersichtlich gestaltet ist, indem auch die Abbildungen der Kunstwerke in die Textteile, bzw. weitere immer direkt daran anschließend, eingebunden sind, wäre ein Verweis auf den Inhalt bzw. die Struktur des Bandes im Vorfeld wünschenswert gewesen. Um diese separierte inhaltliche Struktur des Bandes aufzugreifen und dennoch die Bezüge zwischen Leben und Werk bei der Betrachtung der Katalogtexte vor Augen zu haben, wird hier ein kurzer biografischer Exkurs (vgl. dazu S. 92–95) vorangestellt.

Oscar Achenbach wurde am 31.12.1868 in Stettin geboren. Nach Besuch des Marienstifts-Gymnasiums und der Barnim-Realschule in Stettin hat er sich 1884 bis 1887 in einer lithografischen Werkstatt zum Grafiker ausbilden lassen. Nach Wanderjahren, die Achenbach ab 1889 unter anderem nach Leipzig, Innsbruck, Genf, Zürich, Bergamo, St. Gallen und Hannover führten, arbeitete er 1893 bis 1895 in Stettin in einer lithografischen Anstalt in leitender Position. Zwischen 1895 und 1917 lebte er in Berlin, wo er sich als selbständiger Maler und Zeichner niedergelassen und Mal- und Zeichenkurse am Kunstgewerbemuseum sowie der Kunstakademie besucht hat. Von Berlin aus unternahm Achenbach Studienreisen in die nähere Umgebung der Stadt, nach Norwegen (1899), Italien und Südtirol (1907/08), später wiederholt nach Südtirol (1911–1914) sowie an die Ostsee (1916). Von 1917 bis kurz vor seinem Tod 1935 lebte der Künstler in Runkel an der Lahn. Ziele seiner

Studienfahrten in dieser Zeit waren unter anderem erneut Südtirol (1921), Rothenburg ob der Tauber (1921), Hamburg und Helgoland (1923), Paris (1931) und Oberitalien (1934).

In den beiden einführenden Kapiteln »Impressionismus« und »Achenbachs spezifischer (Spät-) Impressionismus« legt Gerd-Helge Vogel den Grundstein für das Verständnis der Kunst des Stettiners, die, wenn auch eigenständig ausgeformt, bis zuletzt wesentliche Züge französischer impressionistischer Auffassung adaptiert. Die französischen Impressionisten hatten die Notwendigkeit eines dem Bild zugrundeliegenden Gedankens (»Gedankenmalerei«, S. 9) und die konventionelle Hell-Dunkel-Modulierung als tradierte Normen der Malerei abgelehnt. Sie strebten eine »bewusste Ausschnitthaftigkeit in der Wiedergabe der Wirklichkeit«, die Darstellung eines momentanen Natureindrucks, an. Formal zeigen sich diese Prinzipien in wie zufällig gewählt wirkenden Bildausschnitten, einer rascheren, skizzenhaften Pinselführung und der Aufgabe zentralperspektivischer Prinzipien zugunsten einer stärkeren Flächigkeit. Die neuartige Bedeutung von Licht und Farbe, die sich als Gestaltungsaufgaben aus dem Prinzip der Naturtreue ergab, war mit einer starken Aufhellung der Palette verbunden (S. 9). Oscar Achenbach folgte den französischen Impressionisten jedoch nicht in deren Freude »am Zufälligen« und an »atmosphärischen Sensation[en]« (S. 11). Der Heiterkeit, Farbintensität »und von der Kraft des Lichtes lebende[n] Malerei der Franzosen« steht bei ihm eine »mitunter spröde, manchmal fast melancholische Darstellungsweise« (S. 11) in oft kraftloser Farbigkeit entgegen, die ihre Ursache in der ihm von Helene Rutkowski vermittelten »Kernkompetenz« des Zeichnens nach der Natur hat.

Die Betonung des Autors, dass sich das »Schaffen grundsätzlich von den Gestaltungsprinzipien herleitet, wie sie der französische Impressionismus entwickelt hatte« (S. 11), scheint etwas kurz gesehen, auch wenn auf die zwischen beiden bestehenden Differenzen verwiesen wird. Denn mit den deutschen Impressionisten teilte Achenbach ein oder gerade *das* wesentliche Merkmal der Wahrung der gegenständlichen Formen, mit der er stets dem Sujet gegenüber verpflichtet blieb. So wird ja auch im Kata-

log auf die zuweilen bestehende Detailfreude Achenbachs verwiesen.

Das Kapitel »Welteroberung« mit Auge, Hand, Pinsel, Feder, Farbe, Stift, Leinwand und Papier« leitet Gerd-Helge Vogel mit einer Darstellung über Eugen Bracht, der als Professor für Landschaftsmalerei an der Akademie in Berlin Mentor Achenbachs wurde, ein. Die Begegnung mit Bracht fiel in die Jahre des Durchbruchs des Impressionismus in Berlin, den der gebürtige Stettiner offen aufnahm. Auch verdankte Achenbach Eugen Bracht den Einstieg in die Ölmalerei.

Auf der Reise nach Norwegen 1899 begann Oscar Achenbach dann endgültig, künstlerisch produktiv zu arbeiten. Besonders die Aquarellmalerei gestattete ihm eine zügige Aufnahme der gesehenen spektakulären Motive *en plein air*. Die in Norwegen entstandenen Arbeiten sind von hoher künstlerischer Qualität. Sie spiegeln den jeweils besonderen Charakter der dargestellten Landschaftsformation, den Achenbach als Eindrucksmalerei der jeweils vorherrschenden Stimmung herausgearbeitet hat. Die »lebendige Farbkraft« (S. 20) dieser frühen Schaffensphase erreichte der Künstler später allerdings nicht mehr.

In Berlin erteilte Oscar Achenbach von 1901 bis 1907 privaten Mal- und Zeichenunterricht. Oftmals gemeinsam mit seinen Schülern erkundete er Berlin und das Umland. Die Skizzen und Aquarelle dieser Zeit basieren »auf einer diffusen Lichtbehandlung aus verwaschenen Farbtönen« (S. 21) mit sachten Farbübergängen. Diese recht »kontrastarme Ton-in-Ton-Malerei« (S. 21) steht möglicherweise mit dem gleichartigen Phänomen in der europäischen Kunst um 1900 in Zusammenhang. In den Berliner Jahren wurde für Achenbach das Skizzenbuch »der ständige Begleiter« (S. 22). Mit Bleistift, Farbstiften oder Wasserfarben hielt er darin auch das urbane Leben in der mondänen Stadt fest. Immer aber, so Gerd-Helge Vogel, fand eine »Rückkopplung zum unmittelbaren Erleben der Natur« (S. 24) statt. Wenngleich Achenbach vor allem in den Skizzenbüchern neue künstlerische Trends, zunächst des Jugendstils, später des Expressionismus adaptierte, verschloss er sich den Gründungen der progressiven Sesssionen, dem Arbeiten in Künstlerkolonien wie auch künstlerischen Experimenten, denen

sich viele Maler am Beginn der Moderne allzu gern stellten. Auch vollzog Achenbach die Anbahnung an andere Stile nur halbherzig, wie der folgende Abschnitt »Italien« verdeutlicht: So akzeptierte er etwa am Expressionismus die abstrahierende Methode und die Einschränkung der Farbpalette, um sich auf das Essentielle der jeweiligen Landschaftsformation zu beschränken, lehnte aber die für den Expressionismus so typische »Übersteigerung der Farbkraft« ab (S. 37). Achenbach hielt daran fest, dass Kunst immer an Schönheit und Tradition gebunden bleiben müsse und gab damit eine poetische Verklärung der Wirklichkeit nie völlig auf. Seine Reiseziele wählte er entsprechend dieser Grundsätze nach ästhetischen Gesichtspunkten aus: Sie mussten entweder einen hohen Wert als Kulturlandschaft oder aber Unberührtheit der Natur bieten. Aus diesen Ansprüchen erklärt sich auch das Reiseziel Italiens mit seiner antiken Kunst und Kultur, der Schönheit der als klassisch empfundenen Landschaft und der besonderen Wirkung des Sonnenlichts. Achenbach hat dem Land – mit einer weder früher noch später in seinem Schaffen so immens hohen Produktivität – vielfältige Motive abgerungen, zumal ihm die gewollte Fixierung auf eine für ihn scheinbar sorgenfreie Welt viele Möglichkeiten bot. Einschränkend verweist Gerd-Helge Vogel aber darauf, dass der Maler die Gefahr, zu sehr in Oberflächlichkeit und Trivialität abzurutschen, durchaus wahrgenommen hat. Achenbach hat sich deshalb für eine Beschränkung der Farbpalette entschieden, »die jedoch in sich durch zarteste Modellierungen neue Perspektiven auf weithin Bekanntes eröffnet[e]« (S. 35) und mit wenigen Tönen das Wesen der Landschaftsformationen erfasste, was in stärker abstrahierenden Formen mündete. Derartige Mittel bewahrten Achenbach davor, der vielen Malern italienischer Landschaften eignenden Darstellung von Farbsensationen unweigerlich zu folgen und in eine bedenkenlose Darstellung von Erhabenheit und Idylle abzugleiten. Aquarelle, Gouachen und Ölgemälde von teilweise beachtlicher Größe, die »einen geläuterten, ... poetischen Blick« auf das Land der Sehnsucht, aber auch die »Wesenszüge der Landschaft« geben (S. 37), sind Ausbeute des Italien-Aufenthalts.

1911 reiste Achenbach erstmals ausschließlich nach Tirol, wohin er bis 1914 mehrfach wiederkehrte, nicht zuletzt, weil er hier meist einen kleinen Malzirkel etablieren konnte. Neben den Aquarellen und Arbeiten mit Graphit oder Ölfarben in kleinen Formaten, die pittoresken Motive der Burgen, Gasthäuser, Kirchen und Dörfer sowie großartige Ausblicke in die Täler wie auch einige figürliche Darstellungen zeigen, füllten hier wiederum Achenbachs Skizzenbücher. Gerd-Helge Vogel verweist darauf, dass diese Skizzenbücher aufgrund der handschriftlichen Notizen des Künstlers immer auch Hinweise auf seine Reisewege und -daten geben, was sich wegen vielfach fehlender Datierungen seiner Werke als hilfreiche Stütze in der Erschließung des Œuvres erweist.

Nur selten kehrte Achenbach, wie aus dem Abschnitt »Ostsee (Pommern und Mecklenburg)« hervorgeht, in seine nordeutsche Heimat zurück. Zeugnis davon legen Arbeiten aus Stettin und von der Insel Rügen sowie aus dem benachbarten Mecklenburg – Rostock und Umgebung – ab, wo er sich 1916 länger aufhielt. Eine Graphitzzeichnung der Küste auf Rügen scheint eine »Hommage« an den Romantiker Caspar David Friedrich zu sein (S. 59). Das Motiv verarbeitete Achenbach später auch in der Aquarelltechnik und in Öl in stärker abstrahierten Formen.

In »Runkel: Ausflüge von der Lahn nach Rheinhessen, in die Rheinpfalz und nach Köln« schildert Gerd-Helge Vogel, dass Achenbach durch den Einsatz im vaterländischen Hilfsdienst 1917 nach Bonn und Limburg gelangte. Noch im selben Jahre ließ er sich in Runkel nieder, wohin er 1918 auch seinen ständigen Wohnsitz verlegte. In dem malerischen Runkel stellte er besonders häufig die Buranlage in verschiedenen künstlerischen Techniken und Ausschnitten dar. Das Lahntal, Rheinhessen und die Rheinpfalz boten ihm weitere malerische Motive, wobei sich seine künstlerische Handschrift nicht weiterentwickelte. Sein Konservatismus lässt sich besonders in Arbeiten verfolgen, in denen er in eine Detailfreude verfiel – während sich um ihn herum die klassische Moderne mit der neuen Sachlichkeit Bahn brach.

Im Abschnitt »Weitere Streifzüge durchs Land: Hamburg, Rothenburg o. d. Tauber und ande-

re Destinationen« stellt Gerd-Helge *Vogel* dar, woraus sich Achenbachs Ablehnung eines Anschlusses an die Avantgarde erklärt. Sie lag zum einen in der Klientel der Käufer seiner Arbeiten begründet, die konventionell technisches Können, eine präzise Naturbeobachtung und einen tradierten Bildaufbau in die drei Gründe erwartete, kurzum: »Erhebung und Erbauung in der Kunst«. Zum anderen lag sie in Achenbachs eigenen »gravierenden ästhetischen Vorbehalte[n]« gegenüber der Avantgarde begründet, der er die Beherrschung dieser Grundlagen vehement absprach. Reisen führten Achenbach in dieser Zeit unter anderem 1923 nach Hamburg und Helgoland. Die überwiegend als Aquarelle oder in Öl ausgeführten Arbeiten dieser Zeit zeugen von einer gleichbleibend hohen Produktion und künstlerischen Qualität: »lediglich die Motivwahl variierte.« (S. 78) Besonders zog Achenbach ein architektonisches Kleinod, das mittelfränkische Städtchen Rothenburg ob der Tauber an. Der Künstler sammelte in diesen Jahren Studienmaterial für grafische Mappen, die er in dem von ihm selbst gegründeten Bornverlag in Runkel herauszugeben vorhatte, ein Unternehmen, das nicht nur seine Finanzen aufbessern, sondern auch den Kundenkreis vergrößern sollte. Achenbach publizierte insgesamt vier Mappen, darüber hinaus auch Künstler-, Post- und Reklamekarten. Der abschließende Abschnitt »Porträts« zeigt auf, dass die Bildniskunst nur einen verhältnismäßig geringen Anteil im Schaffen Achenbachs eingenommen hat und zumeist auf den privaten Bereich beschränkt blieb. Nur selten nahm der Künstler Aufträge für Bildnisse ihm unbekannter Personen an. An dem Genre interessierten ihn entweder die reizvollen physiognomischen und psychologischen Merkmale der porträtierten Person oder aber die Erfüllung der klassischen Porträtfunktion, die Persönlichkeit in der Komplexität ihrer Bezugswelt darzustellen. Insgesamt drei Porträttypen arbeitet Gerd-Helge Vogel heraus: Eine Gruppe zeigt die Person in einer Umgebung, der Achenbach die gleiche Aufmerksamkeit wie dem Konterfei widmet, während er beide als in einem harmonischen Zusammenhang stehend beschreibt. In einer weiteren Gruppe bleibt der Bildhintergrund neutral, während der Porträtierte eher

nach malerischen als psychologischen Aspekten aufgenommen wird: Malerische Reize, irrisierende Licht- und Schattenwirkungen sowie die plastische Modellierung stehen im Vordergrund. In einer dritten Gruppe erhebt Achenbach den Anspruch einer präzisen, wirklichkeitsgetreuen Aufnahme der wesentlichen Züge von Physiognomie und Charakter der Person. Als besonders reife Porträtgestaltung dieser Gruppe hebt Vogel das Bild der »Frau des Künstlers« (Abb. 107 auf S. 86) hervor, in dem zeichnerische und malerische Werte eine gelungene Symbiose eingehen. Die Reife des Werkes gründet sich auf vielen Studien in verschiedensten Techniken.

Die Katalogtexte Gerd-Helge *Vogels* lassen an kunsthistorischen Inhalten und Bewertungen nichts vermissen und sind, wie für den Autor bezeichnend, in einem gefälligen Sprachduktus mit viel Esprit verfasst, der gleichermaßen wissenschaftlich anspruchsvoll und für den interessierten Laien verständlich ist. Ein Blick vorab in die Lebensdaten des Künstlers erleichtert die chronologische Zuordnung beim Lesen. Der Anmerkungsapparat ist hilfreich und überschaubar, sodass seine Gestaltung in Form von Endnoten gern akzeptiert werden kann. Ein ansprechendes Layout mit sehr guten Reproduktionen rundet das lesenswerte und handliche Buch ab, das zugleich den Bestand an Publikationen über in Pommern geborene Künstler wertvoll bereichert!

Jana Olschewski, Katzwow

Die Historische Kommission für Pommern 1911–2011. Bilanz und Ausblick, hg. von Nils *Jörn* und Haik Thomas *Porada* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern; V, 47), Köln/Weimar/Wien – Böhlau Verlag, 2018. – 354 S. mit zahlreichen Abb. s/w und farbig. ISBN 978-3-412-20931-5

Die Historische Kommission für Pommern konnte am 13./14. Mai 2011 mit einem Festkolloquium in der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald auf ihr einhundertjähriges Bestehen zurückblicken.

Der anzuzeigende Band bietet die Druckfassungen der damals gehaltenen Vorträge. Wenn sich die Herausgeber in ihrer Einleitung für ein verspätetes Erscheinen entschuldigen, verweisen sie zugleich in einer ehrlichen Bilanz auf die strukturellen Schwierigkeiten, die sich aus einer mangelhaften Förderung der oft ehrenamtlich geleisteten Kommissionsarbeit ergeben. Nicht nur in Vorpommern sind auf den hoffnungsvollen Neuanfang nach der Wiedervereinigung schmerzhaft Sparmaßnahmen gefolgt. Personalkürzungen in staatlichen wie kommunalen Gedächtnisinstitutionen, der Verlust des Lehrstuhls für pommersche Geschichte an der Universität Greifswald und die zweifache Herabstufung des einst so stolzen Landesarchivs Greifswald bedrohen die Zukunftsfähigkeit der pommerschen Landesgeschichte. Es bleibt zu hoffen, dass die politisch Verantwortlichen in Schwerin in finanziell besseren Zeiten nachhaltig gegensteuern, um in einer globalisierten Welt die Erforschung und Vermittlung des kulturellen Erbes und die Möglichkeiten der Identifikation der Bürger mit ihrem demokratischen Gemeinwesen zu fördern.

Den Reigen der Beiträge eröffnet der damalige Kommissionsvorsitzende Martin *Schoebel* mit einem Überblick über die einhundertjährige Kommissionsgeschichte. Im Anschluss daran analysieren Klaus *Neitmann* und Dirk *Schleinert* die Gründungsphase und Frühgeschichte der Kommission bis 1945. Dabei arbeitet Klaus *Neitmann* im vergleichenden Blick auf die preußischen Provinzen Brandenburg und Pommern heraus, dass Historische Kommissionen gegenüber den älteren Historischen Vereinen einen Professionalisierungsschub brachten. Personell wurde dieser Aufschwung von Universitätshistorikern und Archivaren getragen, finanziell durch die preußischen Provinzialverbände abgesichert. Als Vorbild wirkte dabei die Historische Kommission der Provinz Sachsen als die älteste und lange Zeit bestfinanzierte Einrichtung ihrer Art.

Dirk *Schleinert* skizziert das Wirken der Historischen Kommission für Pommern von ihrer Gründung im Stettiner Schloss bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Als erstes Kommissionsprojekt identifiziert er die Inventarisierung der nichtstaatlichen Archive, ein zeitly-

pisches Vorhaben, das zugleich die große Nähe der Kommission zur Archivarbeit in den frühen Jahren herausstellt. Aus den Quellen erarbeitete Übersichten zum Vorstandspersonal, den Sitzungsterminen und den Finanzen der Kommission sowie ein vier Teile umfassender Editionsanhang geben einen spannenden Einblick in das Arbeitsprogramm jener Jahre.

Chronologisch anschließend schildert der 2017 verstorbene Jürgen *Petersohn* Möglichkeiten und Grenzen der Historischen Kommission im westdeutschen Exil und würdigt insbesondere die Leistungen der Vorsitzenden Adolf Diestelkamp, Franz Engel und Roderich Schmidt sowie die Verbindungen zum Marburger Herder-Institut. Eine besondere Note erhält der Band durch den kurzen Zeitzeugenbericht des ebenfalls 2017 verstorbenen Joachim *Wächter*, bekannt als Nestor der Pommernforschung in der DDR. Aus eigenem Erleben und Erleiden schildert der einst von der SED als Direktor des Landesarchivs Greifswald geschasste Autor, mit welchem unbeeirraren Elan die in Vorpommern verbliebenen Landeshistoriker Spielräume für ihre Arbeit im realexistierenden Sozialismus ausloteten und diese zunächst in den Gedächtnisinstitutionen, später aber vor allem unter dem Dach der Kirche fanden. Mit Beobachtungen zur Rolle der Kommission beim Wiederaufbau der Pommernforschung im Wirkungsgefüge von Universität, Kommission und Landeskirche nach 1990 führt Norbert *Buske* den chronologischen Überblick zum Abschluss. Zu dieser Geschichte der Historischen Kommission *in nuce* gesellen sich drei thematisch gegliederte Blöcke. Dabei werden insbesondere die wichtigsten Publikationsprojekte der Kommission gewürdigt. Karl-Heinz *Spieß* skizziert den nicht vollständig befriedigenden Bearbeitungsstand des Pommerschen Urkundenbuchs, Rudolf *Benl* und Ivo *Asmus* stellen mit den »Quellen« und mit den »Forschungen« zwei zentrale Schriftenreihen zur pommerschen Geschichte vor, während Haik Thomas *Porada* mit dem »Historischen Atlas« ein weiteres landesgeschichtliches Grundlagenwerk diskutiert, das auch andernorts als unverzichtbar angesehen wird.

In einem zweiten Block, der im Buch wohl aus Gründen der Courtoisie ganz an den Anfang

gerückt wurde, wird äußerst gewinnbringend die landesgeschichtliche Leitmethode des Vergleichs zum Einsatz gebracht. Per *Nilsén*, Jens E. *Olensen*, Pawel *Gut*, Andreas *Röpcke* und Uwe *Schaper* skizzieren die außeruniversitäre landesgeschichtliche Forschung in Schweden, Dänemark, Polen, Mecklenburg und Berlin-Brandenburg und umreißen damit die europäische Nachbarschaft, in der sich Pommernforschung verorten und entfalten kann.

Eine sinnvolle Abrundung erfährt der Band durch drei Beiträge über die künftigen Perspektiven der Kommissionsarbeit. Ein großdimensionierter Arbeitsplan für die nächsten 100 Jahre ist dies allerdings nicht, da sich Helmut *Börsch-Supan*, Nils *Jörn* und Felix *Biermann* auf erreichbare Nahziele konzentrieren. Zu diesem Block gesellt sich schließlich eine biographische Fallstudie. Matthias *Manke* beschreibt in einem gründlich recherchierten Biogramm den Werdegang des Historikerarchivars Franz Engel (1908–1967), der von 1955 bis 1967 die Kommission im westdeutschen Exil leitete und vor allem hinsichtlich ihres Arbeitsprogramms neu ausrichtete. Großen Raum nimmt die differenzierte Wertung der Verstrickung Engels in den Nationalsozialismus ein, wobei besonders die Beobachtungen zur politischen Instrumentalisierung der Bauernforschung nachdenklich machen müssen.

Der Historischen Kommission für Pommern ist zu dieser beeindruckenden und in gediegener Form publizierten Leistungsbilanz uneingeschränkt zu gratulieren. Der Außenstehende legt den Band mit dem bestimmten Gefühl aus der Hand, dass die landesgeschichtliche Forschung im Nordosten der Republik auch künftig allen Widrigkeiten trotzen wird, weil ihre Protagonisten sie nicht nur als lohnende Aufgabe ansehen, sondern auch stets mit Herzblut betreiben.

Christoph Volkmar, Magdeburg

Walter *Dornberger*, Peenemünde. Die Geschichte der V-Waffen. Ilmenau – Rhino-Verlag 2018. unveränderte Ausgabe des im Ullstein Taschenbuchverlag in 19. Auflagen

erschiedenen Nachdrucks der 3. Auflage von »V2 – Der Schuß ins Weltall« des Bechtle Verlages von 1958. 313 S. Abb. im Tafelteil. ISBN 978-3-932081-88-0

Wie der bibliographische Nachweis schon andeutet, handelt es sich bei dieser Publikation mitnichten um eine Neuerscheinung, sondern um einen Nachdruck bzw. Neuauflage. Drei Auflagen im ursprünglichen Verlag zwischen 1952 und 1958, dann 19 Auflagen im Ullstein Verlag und nun eine weitere Auflage in einem dritten Verlag. Da kann man wahrlich von einem Bestseller sprechen. Es ist eine Art Erinnerungsbericht des nach Wernher von Braun wichtigsten Mannes in der Heeresversuchsanstalt Peenemünde, wo das Aggregat 4, von der NS-Propaganda als Vergeltungswaffe (V) 2 tituliert, die erste funktionstüchtige Großrakete mit Flüssigkeitsantrieb. Hob der ursprüngliche Titel des Buches noch darauf ab, dass diese Rakete die technische Grundlage für die von Amerikanern und Russen gleichzeitig durchgeführte Forschung zur Raumfahrt war, so wies und weist der zweite und auch jetzt verwendete Titel auf die primär militärische Verwendung durch Deutschland hin. Aber er trifft auch nicht ganz zu, denn es ist keine Geschichte »der V-Waffen«, sondern eben nur der einen von beiden. Die von der Luftwaffe gleichzeitig auf einem benachbarten Gelände in Peenemünde – Peenemünde West – entwickelte Flügelbombe Fieseler (Fi) 103 oder eben V1, der Urahn heutiger Marschflugkörper, kommt in dem Buch nur ganz am Rande vor.

Angesichts der wie überall zur Geschichte des Dritten Reiches anzutreffenden schlechten Überlieferungslage an Originaldokumenten – wie viel noch bei den Amerikanern und Russen über reine technische Dokumentationen hinaus vorhanden ist, ist ungewiss – kommt solchen »Egodokumenten« eine besondere Bedeutung zu. Dass hier jemand kompetent über ein Thema schreibt, steht angesichts seiner herausragenden Stellung außer Zweifel. Dennoch sind wie bei allen Egodokumenten die üblichen Vorbehalte zu berücksichtigen, denn es ist die subjektive Sicht des Autors, die hier präsentiert wird. In welchem Maß sie von den tatsächlichen Vorgängen abweicht, ließe sich nur an-

hand von anderen Quellen ermitteln und bewerten, die es aber eben kaum gibt. *Dornbergers* ausführliche Darstellung hat von daher unser Bild von der Heeresversuchsanstalt Peenemünde West und der dort betriebenen Entwicklung des Aggregats 4 maßgeblich geprägt.

Aber das Buch kann auch noch auf einer zweiten Ebene gelesen werden. Es sagt auch viel über die Person *Dornberger* aus, v. a. über seine Verarbeitung des Themas nach dem 2. Weltkrieg, als er so wie Wernher von Braun als Berater für die Amerikaner bei deren Raketenentwicklung tätig war. Dies und das oben zur historischen Authentizität von Egodokumenten allgemein Gesagte im Hinterkopf lässt sich *Dornbergers* Buch dann immer noch mit Gewinn lesen. Dass ein Interesse daran weiterhin besteht, zeigt nicht zuletzt die jetzt wieder erhältliche Neuauflage.

Das Buch ist wie die Vorgängerauflagen als Paperback hergestellt, allerdings mit einem anderen Coverbild. Und der Tafelteil mit den Abbildungen ist jetzt an den Schluss gerückt.

Dirk Schleinert, Stralsund

Michael *Hecker*, Karl-Ulrich *Meyn* und Karl-Heinz *Spieß* (Hg.), *Die Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Zeiten des Umbruchs*. Zeitzeugen erinnern sich. Mit Bildern von Peter Binder. Greifswald – Sardellus Verlagsgesellschaft, 2018. 206 S. mit zahlreichen Fotografien. ISBN 978-3-9813402-8-0

Auch gut drei Jahrzehnte nach dem Mauerfall und der Wiedervereinigung sind die vermeintlichen und realen Gegensätze zwischen Ost- und Westdeutschland nicht aus den politischen und gesellschaftlichen Debatten der Bundesrepublik verschwunden. Man möchte fast behaupten, das Gegenteil sei der Fall. Für Aufsehen sorgte in jüngerer Vergangenheit beispielsweise die vom Mitteldeutschen Rundfunk (MDR) in Auftrag gegebene Studie »Wer beherrscht den Osten? Ostdeutsche Eliten ein Vierteljahrhundert nach der deutschen Wiedervereinigung« aus dem Mai 2016. Michael Bluhm und Olaf Jacobs vom Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Leipzig

fanden dabei heraus, dass nur 1,7% der Spitzenpositionen in der Bundesrepublik von Ostdeutschen besetzt wurden.<sup>7</sup>

Im Winter 2018–19 brandete das Thema in den überregionalen Leitmedien erneut auf, sodass zum Beispiel intensiv über die mögliche Einführung einer »Ossi-Quote« debattiert wurde. Jana *Hensel*, Journalistin bei der *Zeit*, verwies im Februar 2019 auf eine aktuelle Studie des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE) und empörte sich zu recht über die absurd anmutende Tatsache, dass »keiner der 81 öffentlich-rechtlichen Hochschulen (in den neuen Bundesländern, M. C.) ein ostdeutscher Rektor oder eine ostdeutsche Präsidentin vorsteht«.<sup>8</sup> Dass die Wurzeln derartiger Phänomene in der Vergangenheit zu suchen sind, bedarf hier keiner weiteren Erläuterung. Gleichwohl steckt die Erforschung der Wendezeit an den ostdeutschen Universitäten noch in den Kinderschuhen, was natürlich vor allem der Tatsache geschuldet ist, dass die maßgeblichen Quellenbestände in der Regel noch nicht zugänglich sind. Vor diesem Hintergrund ist es sehr zu begrüßen, dass sich drei renommierte Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen zusammen gefunden haben, um ihre Erfahrungen als Zeitzeugen des Umbruchs an der Greifswalder Universität zu Papier zu bringen. Der 1946 geborene Biologe Michael *Hecker* verbrachte seine Studien- und spätere Berufstätigkeit an der Greifswalder Universität, von 1990 bis 1994 leitete er als Dekan die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät. Karl-Ulrich *Meyn* (geb. 1939) war zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung Professor für Rechtswissenschaften an der

7 Im Vergleich zum Jahr 2004 mussten die Autoren somit »auf einigen Gebieten einen Rückgang des Anteils der Ostdeutschen innerhalb der gesellschaftlichen Eliten« konstatieren. Michael *Bluhm* und Olaf *Jacobs*, *Wer beherrscht den Osten? Ostdeutsche Eliten ein Vierteljahrhundert nach der deutschen Wiedervereinigung*, Universität Leipzig (Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft) 2016, S. 6. Ausführlich zum Wissenschaftssektor siehe S. 23–25. Die Studie ist online abrufbar unter der URL: <https://tup.de/9369> (letzter Zugriff: 04.07.2019).

8 Jana *Hensel*, *Westen, wir haben ein Problem*, in: *ZEIT* online (19.02.2019), abrufbar unter der URL: <https://tup.de/fao6> (letzter Zugriff: 04.07.2019).



Universität Osnabrück und als Mitglied der Aufbaukommission maßgeblich an der Wiedererrichtung der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät in Greifswald in den Jahren 1990–92 beteiligt. Als dritter Zeitzeuge äußert sich der 1948 geborene Historiker Karl-Heinz *Spieß*, der 1994 als Direktor des Historischen Instituts und Inhaber der Professur für Allgemeine Geschichte des Mittelalters und Historische Hilfswissenschaften nach Greifswald berufen wurde.

Neben den Beiträgen der Zeitzeugen enthält der Band zahlreiche Fotografien des langjährigen Fotografen der Ostseezeitung, Peter *Binder*, sowie ein Vorwort der amtierenden Rektorin Johanna Eleonore *Weber*. Die Psychologin wurde 1955 in der Bundesrepublik geboren und 1994 nach Greifswald berufen. Zuvor war sie als akademische Oberrätin an der Universität Bamberg angestellt. Der vorzustellende Band versteht sich explizit nicht als wissenschaftliche Publikation, sondern möchte aus den drei unterschiedlichen Blickwinkeln persönliche Sichtweisen auf die Wendezeit bieten (S. 10). Der Rezensent selbst wurde 1986 in Ost-Berlin geboren, studierte zwischen 2007 und 2013 an der Universität Greifswald und war ebenda im Anschluss noch ein Jahr als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Institut tätig. Während seines Studiums arbeitete er viele Jahre in einem von Dirk *Alvermann* und Karl-Heinz *Spieß* geleiteten Forschungsprojekt als Hilfskraft mit. Vor diesem Hintergrund ist auch die Sicht des Rezensenten stark subjektiv eingefärbt, sodass die nachfolgenden Zeilen nicht als eine fachwissenschaftliche Rezension im herkömmlichen Sinne zu betrachten sind.

Die Beiträge der drei Zeitzeugen sind vom Umfang her sehr unterschiedlich stark gewichtet. Den Kern bilden die Ausführungen von Michael *Hecker*, der zunächst seine Erfahrungen als Student sowie seine frühe Wissenschaftlerkarriere zu DDR-Zeiten erzählt und anschließend ausführlich die Entwicklung der Natur- und insbesondere der Lebenswissenschaften in Greifswald beleuchtet, die er – wie bereits erwähnt – unter anderem als Dekan maßgeblich mitgestaltete (S. 11–136). Heckers Ausführungen sind reich an ereignisgeschichtlichen Details, auf die hier nicht im Einzelnen eingegangen werden kann. Interessant sind vor allem

seine Einschätzungen zur Gruppe der Greifswalder Hochschullehrer zu DDR-Zeiten. Demnach habe nur ein kleiner Kreis der Professoren zur »wirklichen Führungsschicht« gehört und die Universitätspolitik maßgeblich bestimmt. In Einzelfällen habe es sich dabei auch um verdeckte Offiziere der Staatssicherheit gehandelt. Neben dieser »kleinen Führungsschicht« habe es »zahlreiche tolerante, wenig orthodoxe Genossen Professoren« gegeben, unter denen sowohl »einfache Mitläufer« als auch aufrechte Linke gewesen seien (S. 15). Diese Gemengelage habe dazu geführt, dass sich Angehörige der *alma mater* durchaus auch politische »Verfehlungen« leisten konnten. Mit etwas Glück wurde ihr Verhalten von loyalen Universitätsmitarbeitern und Kommilitonen gedeckt (siehe bspw. S. 18f., S. 24–26). Insgesamt äußert *Hecker* die Einschätzung, dass die Greifswalder Universität im Vergleich zu anderen DDR-Hochschulen »relativ loyal« und damit ein »attraktiver Studienort« gewesen sei (S. 26). Diese Einschätzung verleitet ihn jedoch nicht dazu, die Opfer des SED-Regimes an der Greifswalder Universität zu vergessen. So erwähnt er Fälle zwangsexmatrikulierter und gar inhaftierter Studenten und schildert den Fall Michael *Succow*. *Succow*, der heute als Träger des alternativen Nobelpreises und Pionier des Umweltschutzes zu den berühmtesten Greifswalder Wissenschaftlern weltweit zählt, hatte seine wissenschaftliche Laufbahn in den 1960er Jahren begonnen. Als er sich 1968 – zu dieser Zeit war er als Assistent im Botanischen Garten angestellt – weigerte, eine Erklärung zu unterzeichnen, die dem Einmarsch der Sowjetarmee in Prag Legitimation verleihen sollte, wurde seine Karriere jäh unterbrochen. Erst nach der Wende sollte *Succow* rehabilitiert werden (siehe u. a. S. 27, S. 81).

Resümierend hält *Hecker* für die DDR-Zeit fest, dass es trotz aller politischen Einflussnahme und infrastruktureller Mängel – die sich in den kostenintensiven Lebenswissenschaften besonders bemerkbar machten – eben doch »leidenschaftliche und engagierte Professoren« gegeben habe, die dafür Sorge trugen, dass die Studierenden in Greifswald gut ausgebildet wurden. Zu diesen Professoren zählt *Hecker* sowohl Parteilose als auch SED-Mitglieder (S. 18). Genannt werden kann die Genetikerin Elisabe-

th *Günther*, die von 1964 bis 1985 Professorin in Greifswald war und großes internationales Ansehen genoss (S. 20f.). Das Beispiel Elisabeth *Günthers* ist auch als eine Art Kontrastfolie interessant, da sie eine der wenigen Frauen war, die in der Männerdomäne Universität reüssierte. Besagte Männerdomäne wird besonders auf drei Bildern aus dem frühen 21. Jahrhundert anschaulich, die jeweils den von 2003–2013 amtierenden Rektor Rainer *Westermann* im Kreise ehemaliger bzw. zum damaligen Zeitpunkt amtierender Dekane sowie einiger bedeutender Stifter und Politiker zeigen. Insgesamt zeigen die drei Fotografien 22 Personen, allesamt deutsche Männer fortgeschrittenen Alters – Bilder wie aus längst vergangenen Zeiten (S. 111). Trotz des Engagements der Mehrheit des Lehrkörpers seien laut *Hecker* Forschung und Lehre in den Natur- und Lebenswissenschaften in Greifswald um 1990 in einer recht prekären Lage gewesen. Durch die extreme Einschränkung der Reisefreiheit, mangelnde Sprachkenntnisse (Englisch) und diverse andere institutionelle Barrieren seien die DDR-Wissenschaftler von der maßgeblichen internationalen *scientific community* – von Ausnahmen abgesehen – isoliert gewesen (S. 39–43). Vor diesem Hintergrund fokussiert *Hecker* seine Ausführungen zur Entwicklung der besagten Disziplinen nach 1990 darauf, wie es gelang, diese Lücken zu schließen und die Greifswalder Fakultäten und Institute an die nun globale (gleichwohl von den westlichen Nationen dominierte) Forschungsgemeinschaft heranzuführen. Diesen Prozess schildert *Hecker* im Wesentlichen als eine Erfolgsgeschichte, die er an zahlreichen institutionellen Reformprozessen, modernen Neubauten für die Forschung, stark wachsenden Drittmiteleinwerbungen und den Veröffentlichungen Greifswalder Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in international renommierten Publikationsorganen festmacht. Als entscheidenden Faktor des Erfolgs benennt *Hecker* dabei den Entschluss, die Förderung gezielt auf »Leuchttürme in der Forschung« zu richten. Diese insbesondere in der Amtszeit des Rektors *Westermann* forcierte strategische Ausrichtung habe maßgeblich zur internationalen Sichtbarkeit der Universität beigetragen. Als Beispiele nennt *Hecker* die Entwicklung der

*Community Medicine* und die Molekularbiologie (siehe vor allem S. 112–125).

Dass die Wiedervereinigung bei den Natur- und Lebenswissenschaften tiefe personelle Einschnitte mit sich brachte, wird in Heckers Ausführungen an verschiedenen Stellen beleuchtet. Nach Überprüfung durch die »Ehrenkommission« und der Ausarbeitung eines Strukturplans für die teilweise neu zugeschnittenen Forschungsbereiche konnten im Oktober 1992 gleichwohl knapp 70 % der Professorenstellen mit Greifswalder Wissenschaftlern besetzt werden (S. 80; im Text steht hier fälschlicherweise das Jahr 2012 statt 1992). Dass dieser Umbruch in den Geistes- und Sozialwissenschaften viel drastischer ablief und nur ein Bruchteil der vor der Wende amtierenden Professoren und Dozenten eine langfristige Perspektive nach 1990 hatte, wird von *Hecker* ebenfalls erwähnt (S. 81).

Ausführlicher geschildert wird dieser Transformationsprozess in dem Beitrag von Karl-Heinz *Spieß* (S. 137–166). *Spieß* beleuchtet dabei jedoch nicht systematisch die Veränderungen an der völlig neu konzipierten Philosophischen Fakultät, sondern richtet den Blick schlaglichtartig vor allem auf die Geschichte des Historischen Instituts, als dessen Direktor er 1994 berufen wurde – zuvor war er als Akademischer Oberrat an der Universität Mainz angestellt. Das eine oder andere Detail seiner Erzählung macht dabei deutlich, woher die zum Teil starken Missstimmungen zwischen »Ossis« und »Wessis« an den Universitäten der 1990er Jahre (und darüber hinaus) rührten. So wurde Karl-Heinz *Spieß*, wie erwähnt, 1994 zum Direktor des Historischen Instituts berufen und bekam folgerichtig das Direktorenzimmer zugewiesen. Bei seinem Dienstantritt in Greifswald erst erfuhr *Spieß*, dass es in Horst *Wernicke* bereits einen vom Kollegium gewählten Institutsdirektor gab, der mit *Spieß*'s Berufung durch die Hochschulleitung und die Landespolitik abberufen wurde und sein Büro frei machen musste. Neben *Wernicke*, der bis 2017 die Professur für Geschichte des Mittelalters und Hansgeschichte inne hatte, gehörten beim Amtsantritt von *Spieß* nur wissenschaftliche Mitarbeiter aus der vormaligen DDR dem Institut an, »von denen die meisten ihre Lebenszeitstellen durch die

Wende verloren hatten und jetzt auf einer befristeten Stelle einer unsicheren Zukunft entgegen sahen« (S. 140, zum Abbau des DDR-Personals siehe auch die Zahlenangaben auf S. 147). Einige der Wende-»Verlierer« aus der Philosophischen Fakultät lässt *Spieß* in seinem Beitrag in recht ausführlichen Zitaten zu Wort kommen.<sup>9</sup> Dabei wird dem Leser anschaulich vor Augen geführt, dass die in der Wendezeit getroffenen wissenschaftspolitischen und personellen Weichenstellungen von vielen DDR-Wissenschaftlern als willkürlich, unfair und auch »entwürdigend« (S. 151) empfunden wurden (S. 148–152). Umgekehrt wird in *Spieß* persönlich gefärbten Erinnerungen auch deutlich, wie belastend es gewesen sein muss, vielerorts stets als »westdeutscher Eindringling« (S. 152) angesehen und verunglimpft zu werden. Am Ende seines Beitrags geht *Spieß* kurz auf die drastischen Sparmaßnahmen ein, die das Land der Universität in den frühen 2000er Jahren auferlegte. Dadurch sei die »Erfolgsgeschichte« der Philosophischen Fakultät nach der Wende »jäh unterbrochen« und auch *Spieß* kurze Amtszeit als Dekan (2003) negativ geprägt worden (S. 163).<sup>10</sup>

Abgeschlossen wird der Band durch den Beitrag von Karl-Ulrich *Meyn*, der sich dem Wiederaufbau der Greifswalder Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät widmet (S. 167–203). Mit Ausnahme eines politisch brisanten, grenzübergreifenden Volleyballspiels, das *Meyn* als AStA-Vorsitzender der Universität Kiel 1961 maßgeblich initiierte (S. 169 f.), hatte der Rechtswissenschaftler bis in die späten 1980er Jahre keinerlei Berührungspunkte mit der Greifswalder Universität gehabt. 1982 wurde *Meyn* nach Osnabrück berufen, wo er bereits Erfahrungen beim Aufbau eines rechtswissenschaftlichen Fachbereichs sammeln konnte (S. 183). Im Jahr 1987, in dem *Meyn* als Vizepräsident der Osnabrücker Universität amtierte, bahnte sich eine Städtepartnerschaft zwischen

Osnabrück und Greifswald an, die jedoch erst im März 1990 vollzogen werden sollte. Vor diesem Hintergrund setzte *Meyn* sich intensiv mit den Gegebenheiten in Greifswald auseinander, um mögliche Kooperationspotentiale auszuloten (S. 168–170). Aufgrund der völlig unterschiedlichen Ausrichtungen der beiden Universitäten sah *Meyn* diese Potentiale nicht, doch als im Herbst 1989 das SED-Regime dem Sturz entgegen taumelte und sich nach dem Mauerfall ganz neue Perspektiven am Horizont aufzeigten, ergriff er die Initiative und wurde letztlich federführend bei der Neuerrichtung der Rechtswissenschaften in Greifswald. Das Interessante an *Meyns* Erzählung ist dabei insbesondere das teilweise abenteuerlich wirkende Machtvakuum, das an der Greifswalder Universität existiert haben muss. Anschaulich schildert *Meyn*, wie gemeinsam mit Verbündeten der Greifswalder Universität bei Kamingesprächen richtungweisende Entscheidungen getroffen wurden und somit quasi aus dem Nichts – und vorerst auch nur auf dem Papier – die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät wiederbegründet wurde (siehe bspw. S. 174–178). Bei der Konzeption knüpfte man an die historische Tradition an und vereinte die Rechtswissenschaft wie auch die Volks- und Betriebswirtschaftslehre unter einem Dach. Dies war zum damaligen Zeitpunkt in der Bundesrepublik gänzlich untypisch geworden und hatte zur Folge, dass die Greifswalder Fakultät bis heute einen recht einzigartigen Zuschnitt hat. Ebenso anschaulich schildert *Meyn*, wie die Aufbaukommission der Fakultät und die Berufungskommissionen für die rechtswissenschaftlichen Professuren unter hohem Zeitdruck Personal zu rekrutieren versuchten und Strukturen aufbauten. Deutlich wird dabei, dass Einmischungen von höchster politischer Stelle immer wieder entscheidend einwirkten. So habe Staatssekretär Thomas *de Maiziere* die Besetzungsverfahren laut *Meyn* ungerechtfertigter Weise verzögert, da er eine Art Okkupation durch sozialdemokratisch gesinnte Rechtswissenschaftler verhindern wollte (S. 190f.). Trotz allem konnte die Fakultät im Oktober 1992 mit einem ersten »Rumpf« von fünf besetzten Professuren feierlich wieder eröffnet werden. Im gleichen Jahr noch zog es *Meyn* dann selbst in

9 Siehe hierzu auch den Band: Dirk *Mellies*, Frank *Möller* (Hg.), Greifswald 1989. Zeitzeugen erinnern sich, Marburg 2009.

10 Zu den Sparmaßnahmen, die ihren sichtbarsten Ausdruck in der Schließung einzelner Institute wie der Sport- und der Altertumswissenschaft fanden, siehe S. 161–164 und S. 103–106.

den Osten, er nahm einen Ruf an die Universität Jena an, wo er bis zum Jahr 2004 tätig sein sollte.

Die oft sehr persönlich gefärbten und mit meist interessanten Anekdoten angereicherten Erzählungen der drei Autoren vermitteln einen anschaulichen Einblick in die facettenreiche Geschichte der Greifswalder Universität von den 1960er Jahren bis in die jüngste Vergangenheit. Wenn auch hier und da Selbstkritik durchschimmert, so handelt es sich doch im Wesentlichen um Erfolgsgeschichten. Dies ist dem hier gewählten subjektiven und auf persönlichen Erinnerungen beruhenden Zugang zur Geschichte jedoch inhärent und wird von den Autoren auch freimütig eingeräumt (siehe exemplarisch S. 203). Die Leserinnen und Leser sind mithin in der Pflicht, die vorliegenden Texte als Quellen zu lesen und entsprechend kritisch einzuordnen.

Eine systematische Aufarbeitung der Wendezeit an den ostdeutschen Universitäten ist sehr zu wünschen und dürfte die Zeitgeschichtsforschung in den kommenden Jahren wohl mehr und mehr umtreiben. Dabei sind zahlreiche Aspekte von Interesse, sowohl die Frage der politischen Verstrickungen der ostdeutschen Professorinnen und Professoren und, damit verbunden, die Frage danach, wie gerechtfertigt die Massenentlassungen nach 1990 waren. Dass es hier keine einfachen Antworten gibt, zeigt der vorliegende Band eindrücklich. So spricht *Hekker* in einer sehr treffenden Formulierung von einem »Geflecht von Schuld und Nichtschuld« (S. 45; siehe auch S. 47). Spannend wäre auch eine systematische Analyse der biographischen Hintergründe derjenigen westdeutschen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die in der Nachwendezeit an die ostdeutschen Universitäten berufen wurden. Schließlich hält sich bis heute teils hartnäckig die Erzählung, es hätte sich bei diesen Personen überwiegend um akademisch gescheiterte Existenzen gehandelt, die an den westdeutschen Universitäten keine Aussicht auf eine Berufung gehabt hätten (siehe hierzu den Beitrag von *Spieß*).

Abschließend muss dieser verdienstvolle Band doch noch ein paar kritischere Worte hinnehmen, die vermutlich eher an den Verlag bzw. das Lektorat als an die Autoren zu richten sind. Tipp- und Satzfehler durchziehen fast jede Sei-

te des Buches, und es mutet fast schon etwas absurd an, dass in einem Band von drei derart renommierten Wissenschaftlern keine wissenschaftlichen Standards auch nur ansatzweise genügende Literatur- und Quellenverweise zu finden sind. Die Angaben in den Fußnoten sind häufig schlicht falsch oder derart spärlich, dass es dem kritischen Leser schwerfallen dürfte, sie nachzuvollziehen. Eine Vereinheitlichung und Überarbeitung dieser Angaben hätte wenig Mühe gemacht und wäre im Sinne der Nutzbarkeit des Bandes für die Forschung von großem Mehrwert gewesen. Das gleiche gilt für ein Literaturverzeichnis und Personenregister – beides fehlt dem Buch. Und so interessant die vielen Fotografien auch sind, so muss leider auch hier bemerkt werden, dass ihre Einarbeitung nur ungenügend erfolgt ist. Ärgerlich ist insbesondere, dass die Aufnahmen nicht datiert sind.

Michael Czolkoß, Berlin

Philipp *Bauer* Die Namensdebatte der Greifswalder Universität 2016/2017 in der medialen politischen Öffentlichkeit. Greifswald – Steinbecker Verlag Dr. Ulrich Rose 2018. 64 S. ISBN 978-3-931483-39-5

Mit einer Masterarbeit greift Philipp *Bauer* die gesellschaftspolitische Debatte um die Namensablegung der Universität Greifswald auf. Vermittels einer Diskursanalyse begibt er sich auf den schwierigen Weg, diese Debatte für die Politikwissenschaft zu hinterfragen und für den Leser verständlich zu machen. Die schon über einen längeren Zeitraum kontrovers geführte Auseinandersetzung soll durch eine mediale Untersuchung eines eingegrenzten Zeitraumes erforscht werden. Aufgewertet wird diese Arbeit durch Geleitworte des Lehrstuhlinhabers Prof. Hubertus *Buchstein*. *Bauer* geht es dabei nicht um eine Bewertung Arndts, sondern um die Untersuchung der Debatte selbst. Um den Rahmen seiner Analyse überschaubar zu halten, beschränkt sich seine Forschung ausschließlich auf Leserbriefe der Ostsee-Zeitung, speziell der Lokalausgabe Greifswald. Er legt dem Leser eine kurze Chronologie der Namensdebatte vor. Ausgehend vom Jahr der Namensverlei-

hung 1933, über die Bestätigung des Namens 1954 wechselt er dann in die 1990er Jahre, erwähnt den ZEIT-Artikel von Jörg *Schmidt*, vermisst nicht das eintägige Kolloquium des Jahres 2001, in dessen Ergebnis bzw. Nicht-Ergebnis »eine heftige, teils auf persönlicher Ebene geführte, emotional aufgeladene Debatte um die Eignung des Namens« entbrennt. 2009 greift die Studenteninitiative »Uni ohne Arndt« diese Diskussion wieder auf und im Jahr 2010 votiert der Akademische Rat demokratisch für eine Beibehaltung des Namens. Im Jahr 2016 bringt das Studentenparlament die Arndtdebatte wieder ins Rollen. *Bauer* zeichnet skizzenhaft die Weiterentwicklung der Debatte bis zum April 2017. Dabei wird erkennbar, wie groß der Konflikt ist.

In einem weiteren Punkt analysiert er die Quellenlage zur Debatte als dürftig, nur wenige Aufsätze hätten sich der Sache bisher angenommen. Hauptsächlich die Hefte 7 und 8 der Ernst-Moritz-Arndt-Gesellschaft seien auf die Diskussionen von 1998 und 2001 eingegangen. Dem Fachurteil von Historikern müsse Vertrauen entgegengebracht werden. *Bauer* erwähnt exemplarisch Jörg *Echternkamp*. Ein Aufsatz (2010) eines ehemaligen Studenten aus der »Uni-ohne-Arndt-Initiative« und eines Referenten des Allgemeinen Studierendenausschuss (AStA) wird als weniger objektiv erachtet. Insgesamt ist die Forschungsliteratur zur Debatte laut *Bauer* quantitativ marginal.

Er widmet sich anschließend dem für eine wissenschaftliche Arbeit notwendigen theoretischen Hintergrund. So wird der Begriff des Diskurses tiefgreifend dargelegt, bevor er die Diskursanalyse als erforderliche Methode begründet, mit der er diese Arbeit ausführen will. Schwerpunkt seiner Betrachtung sind die selbst aufgestellten Topoi (auch Argumentationsmuster), mit deren Hilfe er die Leserbriefe genauer untersuchen möchte. 54 der 244 untersuchten Leserbriefe werden als Beispiele für die verschiedenen Topoi verwendet, einige davon auch mehrfach. Wiederholt betont *Bauer*, dass er keine Wertung abgeben will. Die Topoi, so erklärt er weiter, sind eine geeignete Form, um sich dem Diskurs methodisch zu nähern: So gibt es den Analogietopos, bei dem auf die Gleichsetzung historischer Personen hingewiesen wird, etwa Caspar David Friedrich oder Martin Lu-

ther, bei denen nicht das Patronat eines Kunstinstituts oder der Universität zur Disposition gestanden haben. Im Inventartopos wird darauf verwiesen, dass die Universität 477 Jahre ohne den Namen Ernst Moritz Arndts auskam – somit wäre die Tilgung eher eine Rückkehr als ein Entzug. Beim Rechtfertigungs- und Bewertungstopos geht es um die Beurteilung einer historischen Person aus seiner Zeit heraus. Das Mitsprachetopos hinterfragt die Befugnisse, die eine oder mehrere Gruppen dazu berechtigen, die Namensablegung voranzutreiben. Es werden Forderungen nach demokratischer Beteiligung der Bürgerschaft in dieser Sache zur Sprache gebracht. Auch die Zusammensetzung des Senats und die Rolle der Studenteninitiative werden in diesem Fall kritisch bewertet. Beim Demokratietopos bringt *Bauer* den Leser in Bedrängnis, da er den verschiedenen Lagern unterschiedliche Demokratievorstellungen unterstellt. Die vier Ausschnitte aus Leserbriefen, die sich für eine Namensablegung stark machen, werden als Beispiel für die »demokratische Qualität des Verfahrens« eingestuft. Denjenigen Schreibern, die sich für eine Namensbeibehaltung aussprechen und damit argumentieren, dass bereits mehrfach über den Namen abgestimmt wurde, wird unterstellt, dass sie demokratische Prozesse nicht akzeptierten. Der Persönlichkeit Arndts wird im gleichlautenden Topos auf den Grund gegangen. Die Arndt-Befürworter sehen seine Verdienste, ohne jedoch dabei seine »Schattenseiten« außer Acht zu lassen. Auch zu DDR-Zeiten wäre Arndt kritisch hinterfragt worden, so der Tenor einiger Leserbriefe. Ein sehr interessanter Gesichtspunkt ist der Unterwerfungstopos, der besagt, dass Professoren und Studenten, die sich an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität beworben haben, dort lehren, arbeiten oder studieren, nicht autorisiert genug erscheinen, im Nachgang den Universitätsnamen umändern zu wollen. Analog wäre so etwas in der Privatwirtschaft absolut unmöglich. Dieser Standpunkt korreliert mit dem Mitsprache- und Inventartopos. Unterschwellig unterstellt er den Leserbriefschreibern (nur ein einziges Leserbriefbeispiel dient als Autorisierung), dass sie den Befürwortern der Namensablegung empfehlen würden, die Stadt zu verlassen. Auch die Instrumentalisierung erhält einen eigenen Topos, der jedoch wenig Aussage-

kraft beinhaltet. Einig sind sich die Befürworter einer Namensablegung, dass die Nationalsozialisten und die DDR Arndt für sich vereinnahmt hätten und dies wäre hinreichend Grund genug, den Namen abzulegen. Im Konsequenztopos wird der Frage nachgegangen, inwieweit sich die Namensdebatte auf die Stadt bzw. auf die Universität auswirke. *Bauer* lässt latent eine Sympathie für die Befürworter der Namensablegung erkennen, wobei sich fast alle zitierten Beispiele für Arndt aussprechen. Die Wichtigkeit der Namensablegung wird im Relevanztopos untersucht. Dass man sich bei der Debatte auf Autoritäten beruft, lässt sich kaum vermeiden. Dies untersucht *Bauer* in einem weiteren Topos. Im Zeitgeisttopos prallen wieder die Meinungen verhärtet aufeinander. Im weitesten Sinn geht es um freie Meinungsäußerung, die von einigen Leserbriefschreibern thematisiert wird. Die Namensdebatte folge dem »bloßen Zeitgeschmack« und sei der »political correctness« geschuldet. *Bauer* erkennt in solcherart Äußerungen eine Diskriminierung der Befürworter der Namensniederlegung. Beim Identitätstopos wird die widersprüchliche Auffassung über den Namen zwischen dem Senat (tatsächlich haben die meisten Senatsprofessoren einen westdeutschen Hintergrund) und der ostdeutschen/ pommerschen Bevölkerung in den Leserbriefen thematisiert. Auf die Schwierigkeit von Gruppenidentitäten wird aufmerksam gemacht.

Mit Hilfe von »deskriptivstatistischen« Darstellungen (Diagrammen) werden die Anzahl der Leserbriefe im Zeitverlauf und die Vorkommen der Argumentationsmuster durch *Bauer* statistisch ausgewertet. Er versucht auch eine ungefähre Bestimmung des Alters und des Geschlechts zu beschreiben. Im Ergebnis haben mehr Männer (ca. 75 % in beiden Lagern) an der Debatte teilgenommen, die (mutmaßlich) älter als 50 Jahre alt waren. Zum Bildungsstand werden keine Angaben gemacht. Es ergibt sich bei den Leserbriefen eine Mehrheit für die Beibehaltung des Namens (79,1 %) und nur 11,1 % sprechen sich für eine Ablegung aus. Pro Brief werden durch die Schreiber im Durchschnitt drei Topoi beschrieben. Dies betrifft ausgeglichen beide Lager. Bei den Gegnern der Namensablegung (also pro Arndt) gelten die Topoi Persönlichkeit, Konsequenz, Mitsprache,

Demokratie als die Wichtigsten, die restlichen sind marginal vertreten. Die Argumentationsmuster der Namensableger stützen sich auf die gleichen Topoi, aber eben unter entgegengesetzten Vorzeichen. Dabei kristallisiert sich der »Persönlichkeitstopos« als der am häufigsten angeführte heraus, der auch eine enge Bindung der Befürworter des Namens an die Ernst-Moritz-Arndt-Universität impliziert. Dieser Argumentationspunkt kommt bei den Befürwortern der Namensablegung fast nicht vor. Den 79,1 %, die sich für die Beibehaltung des Namens aussprechen wird (in Teilen) eine »weitverbreitete Unkenntnis, möglicherweise auch ein Unwillen, hinsichtlich grundlegender Prinzipien demokratischer Verfahren« unterstellt. Es schwingt »Furcht vor Fremdbestimmung« mit. Dies ist in Anbetracht der zahlreichen Beiträge von Professoren, Doktoren und engagierten Bürgern eine unangemessene Beurteilung. Kritik an den Hochschulgremien und den wiederholten Abstimmungen wird mit Unverständnis an repräsentativer Demokratie gleichgesetzt. Bei den Gegnern der Namensablegung verzeichnet *Bauer* eine höhere Emotionalität, während die Ableger eher sachlich argumentieren. »Populismus« und »Demokratie« verzeichnen in der Debatte eine »ausgeprägte Polysemie«.

Eine demokratische Zeitung habe einen aufklärerischen Auftrag zu erfüllen, deswegen wird am Ende der Analyse die Rolle der Ostsee-Zeitung innerhalb der Debatte untersucht. *Bauer* will prüfen, inwieweit die OZ »neben der Rolle der Vermittlerin auch eine den Diskurs lenkende (und) strukturierende Position« wahrgenommen hat. *Bauer* kritisiert die Redakteure der Greifswalder Lokalausgabe, sie fänden an Ernst Moritz Arndt »zumeist positive Attribute, kritische« Aspekte kämen zwar vor, jedoch würden solche von dritten vorgetragen. Interessant wird es, wenn *Bauer* der Ostsee-Zeitung »eine Personifizierung des Debattengegenstands« vorwirft. Da kein Konsens über die Person Ernst Moritz Arndt besteht, kann das Namenspatronat augenscheinlich nicht allein im Zentrum der Debatte stehen. Er hält auch gleich einige Ratschläge für die Redakteure bereit, die aus »Gründen der Bequemlichkeit« anstelle von »Umbenennungsgegner« oder »Namenskritiker« lieber von »Arndt-Befürworter« und »Arndt-Gegner« geschrieben hätten. Leider

erfülle die Lokalredaktion (Eckhard Oberdörfer wird explizit genannt) nicht diesen demokratischen Auftrag, da er keine »eigene(n) Bezugspunkte in der Kontroverse« einbaut. So gibt die Ostsee-Zeitung Argumente beider Seiten wieder, ohne jeweils kritisch nachzuhaken oder mögliche Unstimmigkeiten aufzudecken, sie erwecke den Eindruck, dass sie sich von der öffentlichen Erregung anstecken lasse, die mehrheitlich durch Arndt-Freunde zum Ausdruck kommt. Das Blatt wirke als Dienstleister für die Arndt-Befürworter. Wie weit es mit seinem eigenen Demokratieverständnis als Wissenschaftler bestellt ist, zeigt die Kritik *Bauers*, wenn er es als »frappierend« bezeichnet, dass die Ostsee Zeitung »jeden Leserbrief« zum Namensstreit veröffentlicht, es wäre bei anderen Medien »gang und gäbe«, dass sie auswählen würden, um denjenigen Beiträgen ein höheres Gewicht zu verleihen, die die Debatte möglichst voranbringen. Das bedeutet, dass Briefe, die sich für die Beibehaltung des Namens aussprechen, die Debatte nicht voranbringen würden. Die »staatlich gelenkte« DDR-Wissenschaft, so *Bauer*, werde in der Ostsee-Zeitung nicht hin-

terfragt. Solch bornierte Verallgemeinerung ist in einer wissenschaftlichen Arbeit unpassend. Auch seine Bewertung der Pressearbeit und die Ratschläge für deren Verbesserung sind als inakzeptabel zu bewerten.

Das Bemühen Philipp *Bauers*, in die Kontroverse um Ernst Moritz Arndt durch seine Analysen etwas Ruhe und Ausgewogenheit hineinzubringen, glaubt der Leser zu Beginn seiner Schrift zu erkennen, dies verliert sich aber im Laufe des Textes durch seinen moralisierenden Impetus. Der Verdacht der Befangenheit drängt sich auf, weil mit dem Autor des Geleitworts als auch mit dem Inhaber des Verlages zwei Befürworter der Namensstreichung der Arbeit zu einem publizistischen Durchbruch verholpen haben. Ob die Arbeit einen wissenschaftlichen Wert hat, darf angezweifelt werden, zumal *Bauer* selbst die Zuverlässigkeit seiner Methode am Ende in Zweifel zieht. Der Causa Ernst Moritz Arndt ist mit dieser Arbeit nicht gedient, ebenso wenig wie den beteiligten Schreibern und den unbeteiligten, interessierten Beobachtern.

Frank Pöllnitz, Zwönitz

## ZEITSCHRIFTENRUNDSCHAU

Beginnend mit dem Band NF 105 (2019) bieten die Baltischen Studien zusätzlich eine Rundschau durch die wichtigsten deutschen und polnischen Zeitschriften zur Geschichte Pommerns. Ausschließlich auf Pommern bezogene Periodika wie die Zeitschrift POMMERN und das SEDINA-Archiv sowie von polnischer Seite *Szचेcińskie Studia Archiwalno-Historyczne* (Stettiner archivalisch-historische Studien) und *Przegląd Zachodniopomorski* (Westpommersche Rundschau) werden mit vollständigen Inhaltsverzeichnissen wiedergegeben. Die polni-

schen Titel haben entweder eine deutsche oder eine englische Übersetzung. Weitere Zeitschriften aus den Bereichen Landesgeschichte und Ur- und Frühgeschichte werden auf pommernrelevante Beiträge durchgesehen und diese hier angezeigt. Es sind die jeweils zuletzt erschienenen Jahrgänge durchgesehen worden, z. T. wurden auch ältere Jahrgänge berücksichtigt. Für die Unterstützung sei den Redaktionen der genannten Zeitschriften gedankt, namentlich Dr. Jana Olschewski, Henry Kuritz und Dr. Paweł Gut.

### **POMMERN. Zeitschrift für Kultur und Geschichte, 57. Jg. (2019)**

#### **Heft 1**

Dirk *Schleimert*, Tilemann Stellas Beschreibung der mecklenburgisch-pommerschen Grenze Mitte des 16. Jahrhunderts, S. 4–8

Nils *Petzholdt*, Konflikte des 19. Jahrhunderts – Der Stralsunder Schanzenring im deutschen Einigungsprozess, S. 9–17

Varvara *Disdorn-Liesen*, »... die beste Erhaltung und den gedeihlichsten Zuwachs ...« Eine Zeitreise durch die Geschichte der Kirchenbibliothek St. Marien Barth, S. 18–26

Erwin *Rosenthal*, »Swinemünde war, als wir Sommer 1827 dort einzogen, ein unschönes Nest ...«. Zum 200. Geburtstag von Theodor Fontane, S. 27–29

Karl-Heinz *Sadewasser*, Dr. Bernhard Trittelvitz – ein pommerscher Arzt und plattdeutscher Schriftsteller zu seinem 50. Todestag, S. 30–37

Dirk *Klinger*, Wolfgang Marzahn – Ein Pastor und Zeichner aus Pommern, S. 38–46

Kay von *Wedel*, Die Baltenschule in Misdroy. Zum einhundertjährigen Gründungsjubiläum 2019. Anfang – Entwicklung – Untergang, S. 47–50

#### **Heft 2**

Derek *Block*, Pommersche Auswanderer nach Texas, S. 4–9

Gottfried *Loeck*, Kolberger Ansichten aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 10–18  
Gottfried *Loeck*, Kartografische Belege von Pommern mit postalischen Bezügen, S. 19–23  
Elsbeth *Vahlefeld*, Theodor Fontane und sein Kutscher Carl Moll aus Hinterpommern, S. 24–29

Volkmar *Tietz*, Sagenhaftes Pommern, S. 30–39  
Hermann *Manzke*, Katharineum zu Lübeck und Marienstiftsgymnasium zu Stettin. Über eine langjährige (1967–2016) Patenschaft zweier traditionsreicher Schulen, S. 40–46

Erwin *Rosenthal*, Johannes Quistorp – ein heute fast vergessener sozialer Großunternehmer Pommerns, S. 47–48

#### **Heft 3**

Wolfgang *Klietz*, Das Rätsel der Magdeburg – Hat die CIA die Kollision auf der Themse inszeniert?, S. 4–12

Martin *Meier*, Zum Nachlass Ernst Wiedemanns im Ernst-Moritz-Arndt Museum Garz, S. 13–16  
Hans Wolf von *Koeller*, Land- und Wanderarbeiter in Pommern, S. 17–21

Karl-Christian *Boenke*, Die Notgeldscheine der Feldmühle, Papier- und Zellstoffwerke AG, Scholwin bei Stettin, S. 22–28

Dirk *Klingner*, Dietrich Bonhoeffer in Pommern, S. 29–36

Marc William *Ruiken*, Das Schlachtfeld im Tolensetal. Vorschlag für ein Museum, S. 37–39



Ralf *Lindemann*, »Immer nur die hohen Bäume um sich her«. Gerhart Hauptmann auf Schloss Dwasieden, S. 40–41

Bernd *Jordan*, Ein Buren-Kommandant in Lassan. Koos Jooste und seine Beziehung zur Kleinstadt am Peenestrom, S. 42–44

Katharina von *Pentz*, Chronik von Papendorf. Vom Kirchenland zum Rittergut, S. 45–48

Heft 4 lag bei Redaktionsschluss noch nicht vor.

### **SEDINA-Archiv. Familiengeschichtliche Mitteilungen Pommerns, Bd. 65 (2019)**

#### **Heft 1**

Bodo *Koglin*, Ortsforschung in Pommern, S. 409

Norbert *Wewezer*, Zur Geschichte der Herrschaft Spyker auf der rügenschens Halbinsel Jasmund, S. 410

Dirk *Schleinert*, Die Lustrationsprotokolle der schwedisch-pommerschen Städte von 1664/65, S. 426

David *Krüger*, Demminer Heimatgeschichte, S. 445

Henry *Kuritz*, Der Arbeitskreis Heimat- und Familienforschung Stolper Lande (AKFF), S. 448

Rainer *Steingräber*, Ortschronikarbeit zu Kunsow und Zirchow im Kreis Stolp, S. 452

Hermann *Seibs*, Die Einwohner von Stolpmünde in ausgewählten Jahren: 1580–1714/1717, S. 456

Klaus-Dieter *Kreplin*, Zur Gründung von Sommin im Kreis Bütow, S. 467

#### **Heft 2**

Bolko *Raffel*, Zur Recherche im Lastenausgleichsarchiv Bayreuth (LAA), S. 477

Andreas *Leipold*, Recherchen im Lastenausgleichsarchiv Bayreuth, S. 478

Karsten *Kühnel*, Die Benutzung im Lastenausgleichsarchiv für die private Ahnenforschung, S. 479

Klaus-Dieter *Kreplin*, Pommern im Deutschen Geschlechterbuch, S. 483

Stefan *Senell*, Kolberger als Neubürger in Stargard (1668–1820), S. 484

Klaus-Dieter *Kreplin*, Verordnete Chroniken als Quellen für die Ortsgeschichte am Beispiel Pommerns, S. 492

#### **Heft 3**

Willi R. G. *Köhler*, Zur Zusammenarbeit in Vorpommern, S. 513

Zur Arbeit des Heimatverbandes M-V in Vorpommern (Interview), S. 514

Klaus-Dieter *Kreplin*, Gefallene des Ersten Weltkrieges der Stadt Usedom, S. 518

Klaus *Heyden*, Die Statuten der Stadt Stolp in Hinterpommern von 1611, S. 527

Margret *Ott*, Staatsarchiv Köslin unter neuer Leitung, S. 538

Digitalisate zur Geschichte von Stolp, S. 539

#### **Heft 4**

Klaus-D. *Kobrt*, 20 Jahre Pommerscher Greif, S. 549

David *Krüger*, S. Die Johannesloge »Friedrich Wilhelm zur Liebe und Treue« in Demmin, S. 550

Lars *Severin*, Das frühe rügische Geschlecht derer von Jasmund, S. 557

Robert *Kupisiński*, Neues im Museumswesen in Stolp und Umgebung 2019, S. 573

### **Szczecińskie Studia Archiwalno-Historyczne**

#### **Jg. 2017**

Studia i materiały (Studien und Abhandlungen) Radosław *Pawlik*, Archidiakoni pyrzyccy (XV–XVI w.). Uzupełnienia do zestawień (Die Archidiakone von Pyritz (15.–16. Jh.). Beiträge zu den Verzeichnissen), S. 11

Janina *Kosman*, Z bibliotecznej półki: Cosmographia Sebastiani Münsteri (Aus dem Bibliotheksschrank: Die Cosmographia Sebastiani Münsteri), S. 27

Maciej *Szukała*, Źródła do dziejów administracji parafialnej i kościołów w aktach Konsystorza Prowincji Pomorskiej w Szczecinie (Quellen zur Verwaltungsgeschichte der Pfarreien und Kirchen im Bestand Konsistorium der Provinz Pommern in Stettin), S. 39

Paweł *Gut*, Z dziejów politycznych i ustroju komunalnego Węgorzyna w XIX i początkach XX w. (Geschichte der politischen und kommunalen Verfassung Wangerins im 19. und zu Beginn des 20. Jh.), S. 53

Bartosz *Sitarz*, Działania polskiej administracji lokalnej na rzecz korekty i demarkacji granicy państwowej na odcinku zachodniopomorskim

w latach 1945–1950 (Die Tätigkeit der polnischen Regional-Verwaltung bei der Korrektur der Grenze in Westpommern 1945–1950), S. 69  
Przemysław *Benken*, Uwagi na temat życiorysu i twórczości popularyzatora dziejów drugiej wojny światowej na morzu Zbigniewa Lisowskiego (Anmerkungen zur Biographie Zbigniew Lisowskis und zu seinen Arbeiten über die Geschichte des Zweiten Weltkriegs auf dem Meer), S. 101

Urszula *Markiewicz*, Państwowe Stado Ogierów w Łobzie. Historia powstania i działalność (Das Landesgestüt in Labes. Zur Geschichte der Gründung und Tätigkeit), S. 121

Joanna *Glatz*, NSZZ »Solidarność« (1980–1989) w zasobie Archiwum Państwowego w Szczecinie (Der Unabhängige Selbstverwaltete Gewerkschaftsbund »Solidarität« in den Beständen des Staatsarchivs Stettin), S. 131

Anna *Kandybowicz*, Przesiedlenia i mienie zabużańskie – aspekty prawne (Umsiedlung und Ostumsiedlerbesitz – rechtliche Aspekte), S. 159

### Jg. 2018

Studia i materiały (Studien und Abhandlungen)  
Paweł *Gut*, Z dziejów społecznych Węgorzyna w XIX i początkach XX w. Część 2 (Sozialgeschichte von Wangerin im 19. und zu Beginn des 20. Jh., Teil 2), S. 11

Kacper *Pencarski*, Kolej wąskotorowa w powiecie słupskim w latach 1895–1945 ze szczególnym uwzględnieniem przemian w strukturze organizacyjnej przedsiębiorstw »Stolpetalbahn«, »Stolper Kreisbahn« und »Stolper Kreisbahnen« (Kleinbahnen im Kreis Stolp, insbesondere Veränderungen in der Organisationsstruktur der Unternehmen »Stolpetalbahn«, »Stolper Kreisbahn« und »Stolper Kreisbahnen«), S. 37

Anna *Kandybowicz*, Druki szkolne w zasobach archiwalnych. Dzienniki lekcyjne z lat 1946–1967 (Schulunterlagen im Bestand des Archivs. Klassenbücher von 1946 bis 1967), S. 65

Beata *Weinar*, Zakłady Przemysłu Odzieżowego »Odra« w Szczecinie – dzieje przedsiębiorstwa w świetle materiałów archiwalnych Archiwum Państwowego w Szczecinie (Bekleidungswerk »Oder« in Stettin – Geschichte des Betriebes nach den Akten des Staatsarchivs Stettin), S. 83  
Bartosz *Sitarz*, Materiały archiwalne do wydarzeń Grudnia 1970 roku w Szczecinie w zasobie Archiwum Państwowego w Szczecinie (Archi-

valien über die Ereignisse in Stettin im Dezember 1970 im Bestand des Staatsarchivs Stettin), S. 101

Der Jg. 2019 erscheint im Frühjahr 2020.

## Przegląd Zachodniopomorski, Rocznik XXXIII (XLII) 2018

### Heft 1

Małgorzata *Ciesłuk*, Carolinum redivivum. Teaching Crisis in the Royal Carolingian Gymnasium in Szczecin in the Years 1679–1680 in the Light of Didactic Documentation of the School, S. 5

Zygmunt *Szultka*, Elementary Rural Schools Financed by the Educational Fund in Prussian Pomerania in the Years 1777–1807, S. 35

Agnieszka *Gut*, Sources of Heraldic Knowledge of Ludwig Wilhelm Brüggemann. Urban Coats of Arms in Ausführliche Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des Königl. Preussischen Herzogtums Vor- und Hinter-Pommern, S. 79

Adam *Wątor*, The Strategic Role of the Szczecin Stronghold during the 1806–1807 War, S. 99

Urszula *Kozłowska*, The Organisation of Health Service of Workers in Western Pomerania in the Years 1945–1955. Introduction, S. 121

Ryszard *Techman*, The Czechoslovak Navigation on the Oder River in the Years 1947–1957, Part 1, S. 145

Andrzej *Chłudziński*, Biblical Motifs in Geographical Onomastics in Western (Szczecin), S. 169

Zbigniew *Głabiński*, The Relationship between the Marriages of the Gryfino County and the Development of Tourism in the Light of Qualitative Research, S. 191

Jacek *Knopek*, The historical evening and the philatelic exhibition in Koszalin commemorating the general Władysław Anders, S. 231

Edward *Rymar*, Parenthetically the new outline of the politics of dukes Barnim I and Bogusław IV, S. 237

### Heft 2

Piotr *Majewski*, An Educated Museologist / Museum Worker in the Modern Museum, an Attempt to Assess the Present State and the Prospects for Change, S. 5

Katarzyna *Barańska*, Between Practice and Theory. In Search for a Model to Improve Museologists' / Museum Workers' Qualifications, S. 19

Tomasz de *Rosset*, Loose Reflections on the History of Arts in the Sphere of Museology, S. 27

Michał F. *Woźniak*, Museology as University Studies (Specialisation) in Toruń. Organisational Meanders and Syllabus Intricacies, S. 37

Małgorzata *Wawrzak*, On the Museological Education, Post-Graduate Studies at the Faculty of Fine Arts of the Mikołaj Kopernik University in Toruń, S. 49

Małgorzata *Machatek*, The Museum Vision of the Future of Western Pomerania, from ›the Homeland of Many‹ to the Dialogue Centre ›Breakthrough‹, S. 65

Magdalena *Szymczyk*, The 50th Anniversary of the Museum of the Myślubórz Lake District, S. 83

### Heft 3

Andrzej *Aksamitowski*, Military and Terrorist Threat to the Towns and Ports of West Pomerania. Historical and Modern Aspects, S. 5

Marek *Cupryjak*, The Area of the West Pomeranian Voivodeship as a Potential Target of Attacks, S. 27

Renata *Galaj-Dempniak*, Nuclear Power Plant Failures and their Impact on the Critical Infrastructure and the Life of the European Societies Exemplified with the Failures in Fukushima, Chernobyl and Tihange in the Context of Media Information, S. 39

Piotr *Chrobak*, The Critical Infrastructure in the Programmes of the Civic Platform (CP, Polish: PO) of the Republic of Poland, S. 69

Michał *Pozorski*, The Japanese Intelligence Service and its Mistakes during the Pacific War. Which Mistakes Should Be Avoided, S. 95

Henryk *Walczak*, Józef Piłsudski and the Polish-Romanian Alliance in the Interwar Period, S. 109

Urszula *Kozłowska*, In Search for a Model of Health in Poland after WW2 – from the State's Health Service to the Public Health Care (1945–2009), S. 137

Tomasz *Sikorski*, A Vision (Visualisation) of the Post-War State in the Political Ideology of the Clandestine Organisation ›Union‹ (Polish: »Unia«), S. 155

Zygmunt *Kozak*, Changes in Security Systems at Airports in the Context of Terrorist Threats, S. 191

### Heft 4

Wprowadzenie / Einführung, S. 7

Michael *North*, Secularisation – Rebellion – Migration – Innovation. Various Economic Effects of the Reformation in the Baltic Sea Region, S. 9

Jürgen *Herold*, Hingabe an den Glauben. Zeugnisse von Frömmigkeit in pommerschen Inschriften vom Mittelalter zur Neuzeit, S. 33

Katja *Hillebrand*, Städtische Führungseliten und ihre kirchlichen Großbauprojekte. Zwischen Frömmigkeit, Repräsentation und finanzieller Leistungsfähigkeit, S. 53

Dirk *Schleinert*, Die Franziskaner und das Kloster St. Johannis im städtischen Leben Stralsunds im 15. und frühen 16. Jahrhundert, S. 85

Nina *Gallion*, Exemt, frei und unabhängig? Die Bischöfe von Kammin in vorreformatorischer Zeit, S. 95

Haik Thomas *Porada*, Die Entwicklung der Sakraltopographie einer pommerschen Landstadt vor und nach der Reformation – Grimmen im 16. Jahrhundert, S. 125

Oliver *Auge*, Landesherrschaft und Kirche in Pommern vor der Reformation, S. 141

Dirk *Alvermann*, Pommern als Bildungslandschaft vor der Reformation – Elemente, Strukturen, Funktionen, S. 161

Joachim *Krüger*, – Johannes Bugenhagen und die Grafenfehde – Aspekte der Reformation im südwestlichen Ostseeraum, S. 181

Rafał *Simiński*, Valuables of the Pomeranian Monasteries in the Light of the Registers of the Period of Secularisation in the First Half of the 16th Century, S. 201

Zygmunt *Szultka*, The Process of Transformation of Ecclesiastical Relations in the Kashubian Language Area of the Szczecin/Stettin Duchy in the 15th Century, S. 225

Anna *Gut-Czerwonka*, The Impact of the Reformation and the Counter-Reformation on the Contents of the Epitaphs in Central Pomeranian Exemplified with Selected Items, S. 259

Agnieszka *Borysowska*, Literary Setting of the 100th Anniversary of the Reformation in the Stettin/Szczecin Duchy, S. 285

Dennis *Hormuth*, Die Reformation in Pommern in der deutschsprachigen Historiographie 1900–1990, S. 299

Paweł *Migdalski*, Die Darstellung der Reformation in Pommern in Veröffentlichungen aus der Zeit des kommunistischen Polen, S. 315

Der Jg. 2019 lag bei Redaktionsschluss noch nicht vor.

### **Zeitgeschichte regional. Mitteilungen aus Mecklenburg-Vorpommern, 22. Jg. (2018)**

#### **Heft 1**

Gabriele *Förster*, Ländliche Volksschulen in Pommern während der Weimarer Republik, S. 28–39

Thomas *Bartels*, Das Kriegsgefangenen-Mannschafts-Stammlager II C – Neue Erkenntnisse zu den Strukturen sowie zum Alltag der Kriegsgefangenen in Greifswald und Umgebung, S. 40–52

Jenny *Linek*, »Denn es ist ja nicht immer leicht, Betriebsarzt zu sein«. Prävention und Gesundheitsförderung im Betriebsgesundheitswesen des Bezirks Rostock in den 1950er bis 1970er Jahren, S. 58–73

Wolfgang *Klietz*, Rügenhafen, S. 74–80

#### **Heft 2**

Ingwer Ernst *Momsen*, Dreihundert Bauern zogen 1934–1938 aus Schleswig-Holstein nach Mecklenburg und Vorpommern. Wie der Kieler Siedlungsbeamte Ernst Momsen die West-Ost-Siedlung organisierte, S. 32–45

Jg. 2019 lag bei Redaktionsschluss noch nicht vor.

### **Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern, Bd. 65 (2017)**

C. Michael *Schirren*, Simsons Kampf – Ein spätromanischer Gürtelbeschlag aus Schmoldow, Lkr. Vorpommern-Greifswald, S. 59

Ist der letzte bislang erschienene Jg.

### **Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern**

#### **Bd. 25 (2018)**

Elke *Schanz* und Enrico *Darjes*, Ausgewählte Funde von der Steinzeit bis in die Vorrömische Eisenzeit aus dem Tollensetal zwischen Tückhude und Altentreptow, Lkr. Mecklenburgische Seenplatte, S. 5–30.

Jens *Ulrich*, Germanische Körpergräber von Polchow und Spyker, Lkr. Vorpommern-Rügen, S. 39–51.

Jörg *Ansorge*, Archäologische Untersuchungen am Kavelpass bei Friedland, Lkr. Mecklenburgische Seenplatte, S. 52–66.

Ralf *Jänicke*, Gebäudereste aus der Stadtgründungszeit Altentreptows, Lkr. Mecklenburgische Seenplatte, sowie ein bemerkenswerter Apothekenabfall aus dem 18. Jahrhundert, S. 90–108.

Jörg *Ansorge*, Tabakwerbung und Renaissancekacheln aus den Gewölbeschüttungen im Wesserschloss Quilow, Lkr. Vorpommern-Greifswald, S. 119–129.

Hasso *Zuahr* und Nick *Dobusch*, Die Glashütten auf dem Scharmützel (Scharmützelhütte) bei Ferdinandshof (1705–1749) und Johannesberg (1722–1768/69), ihre Geschichte und die bislang bekannten Glassiegel, S. 130–167.

Willi *Lampe* und C. Michael *Schirren*, Der Tradition verpflichtet, S. 168–170.

#### **Bd. 26 (2019)**

Andreas *Selent*, Ein neues trichterbecherzeitliches Flachgrab bei Pasewalk, Lkr. Vorpommern-Greifswald, im Rahmen der EUGAL-Pipeline-Grabungen, S. 5–11.

Elke *Schanz* und C. Michael *Schirren*, Die Herde wächst... Die Ringerfigürchen der Römischen Kaiserzeit in Mecklenburg-Vorpommern, S. 48–67.

Andreas *Selent*, Ein figürlicher slawisch-wikinger Bronzbeschlag aus Heinrichshof, Lkr. Vorpommern-Greifswald, S. 68–74.

Heide *Großnick*, Wittow und Jasmund – zwei slawische Siedlungskammern auf der Insel Rügen, Lkr. Vorpommern-Rügen, S. 103–125.

Heiko *Schäfer*, Zu den spätmittelalterlichen Bleiplomben aus Mecklenburg-Vorpommern, S. 126–141.

**Blätter für deutsche Landesgeschichte****Bd. 152 (2016)**

Dirk *Schleinert*, Agrarwirtschaft in Vorpommern im 19. Jahrhundert, S. 329–341

Wolfgang *Blöss*, Verwaltungsstrukturreform im Dritten Reich. Das Beispiel Vorpommern und seine Folgen, S. 463.

**Bd. 153 (2017)**

Detlef *Brunner*, Landesgründung und Besatzungspolitik in der SBZ – Das Beispiel Mecklenburg-Vorpommern, S. 133–142

**Bd. 154 (2018)**

Dirk *Schleinert*, Das »Greifswald-Stralsunder Jahrbuch« und die »Demminer Kolloquien zur Geschichte Vorpommerns«. Zwei Projekte zur Vermittlung der pommerschen Landesgeschichte in der DDR, S. 121–144

**Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 28 (2018)****Abhandlungen und Aufsätze**

Hans-Christof *Kraus*, Preussen im deutschen Geschichtsbild nach 1945, S. 125–239

**Berichte und Kritik**

Ulrich van der *Heyden*, Islam in Preussen, S. 141–145

Hendrik *Thoß*, Vom ein- zum mehrkonfessionellen Landesstaat: Die Religionsfrage in den Brandenburgisch-Preussischen Territorien vom 16. bis zum frühen 18. Jahrhundert. Bericht zu den Jahrestagungen der Preußischen Historischen Kommission vom 3.–5. November 2016 sowie vom 2.–4. November 2017 in Berlin, S. 189–208

